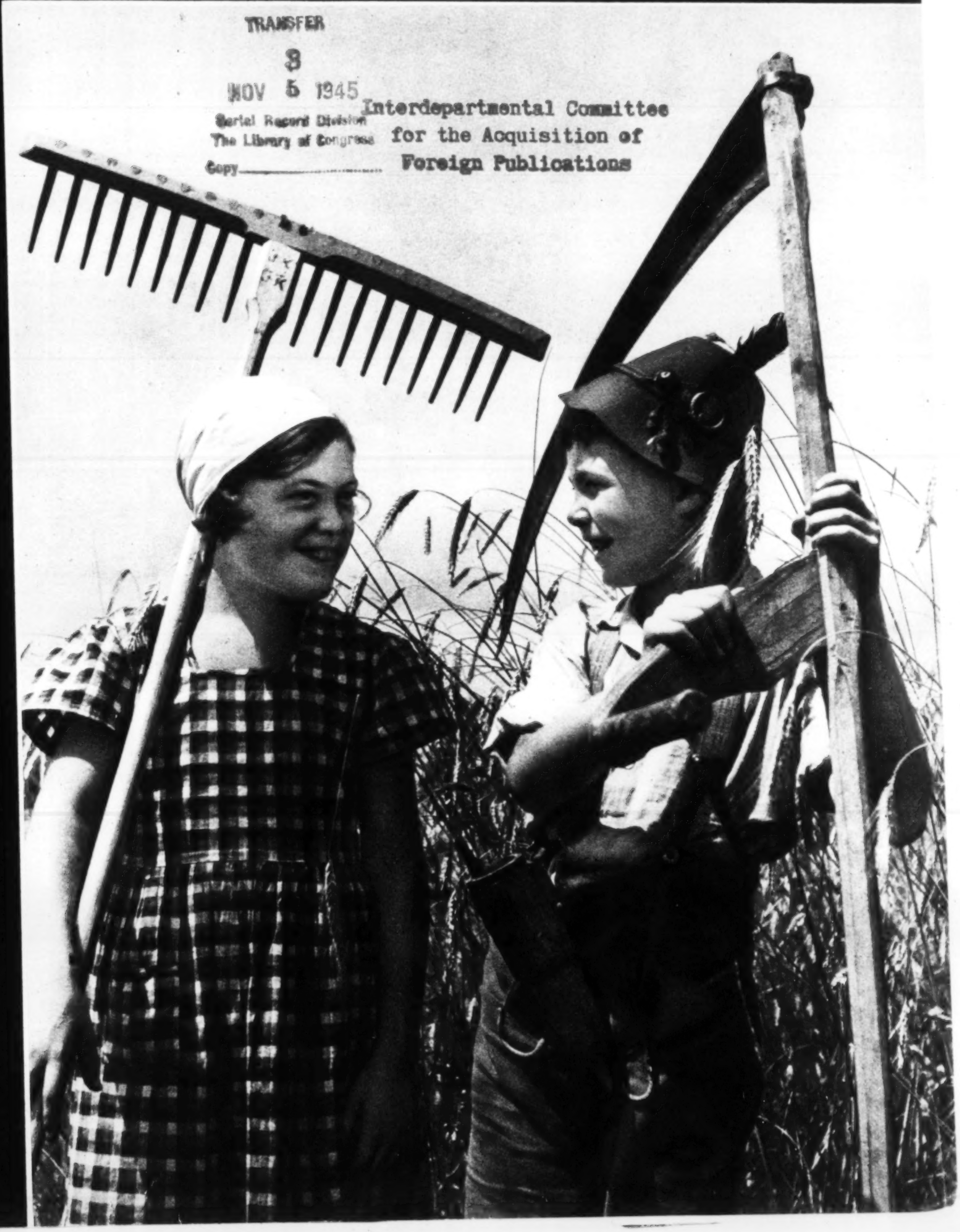
Reichs-Elternwarte

eft 16 1940

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.


TRANSFER
3
NOV 5 1945
Serial Record Division
The Library of Congress
Copy________________
Interdepartmental Committee
for the Acquisition of
Foreign Publications

Jugend hilft mit!

Aufnahme: Agfa-Archiv

Amtliche Mitteilungen

Wie das Reich Schäden ersetzt, die der Krieg verursacht hat

Die Planlosigkeit englischer Fliegerangriffe ist eigentlich schon zu bekannt und noch mehr berüchtigt, als daß es sich lohnte, darüber Worte zu verlieren. Gelingt es ihnen schon einmal, im schützenden Mantel der Nacht nach Deutschland einzufliegen, dann weiß man schon, w o ihre Bomben landen: auf Weiden, zwischen an der Niederringung eines Brandes kämpfende Feuerwehrmänner, in Wohnhäuser oder Scheunen oder gar in Lazaretten und Kindergärten.

Obwohl, wie gesagt, diese Tatsache nur allzu bekannt ist, obwohl die Inbrandsetzung von Bürgerhäusern, das Morden von Frauen und Kindern ihre blutige Vergeltung finden, bleibt eine Frage offen: Wer ersetzt den Schaden, der hier an Leib oder Leben entsteht und wie läuft das Verfahren zur Wiedergutmachung?

Für alle Schäden, die durch Kriegsereignisse an beweglichen Sachen oder an Gebäuden und Grundstücken entstehen, gilt die Sachschädenfeststellungsverordnung vom 8. September 1939 mit ihren im Verlaufe des Krieges notwendig gewordenen Ergänzungsvorschriften und Verordnungen. Diese Verordnung sieht zur Vorbereitung einer späteren Entschädigungsregelung ein besonderes Verfahren zur Feststellung aller entstandenen Sachschäden vor, und zwar ist der Antrag auf Feststellung des Schadens vom Geschädigten beim Bürgermeister der Gemeinde oder andernfalls bei der Ortspolizeibehörde einzureichen, in deren Gebiet der Schaden verursacht worden ist.

Obwohl grundsätzlich eine Entschädigung nach Anerkennung des Schadens und seiner Höhe vorläufig noch nicht stattfindet, kann ausnahmsweise eine vorläufige Entschädigung als „Vorschuß" gewährt werden. Solche Anträge sind an die zuständige Feststellungsbehörde zu richten, die hierüber bis zu einer gewissen Höhe selbst entscheidet.

Daß ein durch Bombenabwurf entstandener Schaden nur ein kleines Teilgebiet auf dem Gebiete der Sachschäden, hervorgerufen durch Kriegsereignisse, darstellt, ist klar. So nimmt der Ersatz von Schäden, die die beispielsweise in einem Teil Westdeutschlands evakuierte Bevölkerung erlitten hat, einen weit größeren Platz in den Bestimmungen der Verordnungen ein.

So ist es vorgekommen, daß die Wehrmacht land- oder forstwirtschaftliche Vorräte auf Grund des Reichsleistungsgesetzes verwandt hat, daß Lagerbestände geräumt werden mußten, beschädigt wurden oder in Verlust geraten sind oder daß in anderen Fällen Häuser, Gehöfte durch feindliches Feuer der Vernichtung anheimgefallen sind. Auch hierfür gelten selbstverständlich die Voraussetzungen der Sachschädenfeststellungsverordnung, auch hier muß bei der Meldung eines Ersatzanspruchs oder bei beantragter Schadensbevorschussung der Weg über die Gemeindebehörde bzw. die zuständige Feststellungsbehörde eingeschlagen werden.

Voraussetzung für die Anwendung der Verordnung ist grundsätzlich das Vorliegen eines Sachschadens, d. h. eines Schadens, der in der Zerstörung, dem Abhandenkommen oder der Beschädigung einer Sache besteht. Voraussetzung ist ferner der Eintritt eines Schadens, der unmittelbar verursacht ist, also auf seiner unmittelbaren Einwirkung beruht oder seine unvermeidliche Folge ist. Unvermeidliche Folgen sind auch solche Schäden, die nach dem normalen Verlauf der Ereignisse nicht oder nicht in gleichem Umfange eingetreten wären. Schäden durch Witterungseinflüsse und Schäden durch den Verderb oder die Verschlechterung von Vorräten, die normalerweise abgewendet worden wären, gehören selbstverständlich ebenfalls in den Rahmen der Schäden, die die Verordnung vorsieht.

Die Regelung von Personenschäden im Verlaufe des Krieges ist im allgemeinen bekannt. Deutsche Staatsangehörige, die infolge von Kriegsereignissen Schaden an Leib oder Leben erleiden, sowie deren Hinterbliebene erhalten auf Antrag Fürsorge und Versorgung nach der Personenschadenverordnung vom 1. September 1939. Selbstverständlich zählen zum Kreis der hiervon Betroffenen auch alle Zivilpersonen, die durch unmittelbare Kriegsereignisse (Verletzungen durch Bombenabwurf, feindliche Feuereinwirkung u. dergl.) Schaden in körperlicher Beziehung erleiden. Die Regelung von Personenschäden erfolgt im wesentlichen nach den Bestimmungen des Wehrmachtsfürsorge- und -versorgungsgesetzes vom 26. 8. 1938. Entschädigungsanträge sind an das zuständige Versorgungsamt zu richten. Auch bei Personenschäden gilt die Bestimmung, daß Vorauszahlungen in begründeten Fällen gewährt werden. Rft.

Vorbereitungen für ein riesiges Wohnbauprogramm

Während des Krieges müssen Wohnungsbau und Siedlung, so wichtig sie sind, naturgemäß hinter den Kriegsaufgaben zurücktreten. Um jedoch nach der siegreichen Beendigung des Krieges das Siedlungswerk im großen in Angriff nehmen zu können, hat der Reichsarbeitsminister durch Erlaß vom 13. Juni d. J. die mit der Durchführung des Wohnnungs- und Siedlungswesens betrauten Behörden angewiesen, schon jetzt, soweit möglich, Vorbereitungen für das kommende Wohnbauprogramm zu treffen. Nach dem Erlaß soll dabei eine Zweiteilung vorgenommen werden, und zwar sollen Vorbereitungen für ein Sofortprogramm geleistet werden, das alsbald nach Schluß des Krieges in Angriff genommen werden kann, es soll aber auch der Vorbereitung des großen umfassenden Wohnbauprogramms, das sich an das Sofortprogramm anzuschließen hat, schon jetzt alle Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Die Behörden werden daher angewiesen, schon jetzt festzustellen, in welchen Bezirken und Gemeinden die Erstellung von Wohnungen und Siedlungen nach Kriegsende besonders dringlich ist. Bei der Frage der künftigen Wohnform wird das nationalsozialistische Ziel der Verwurzelung des deutschen Menschen mit dem Grund und Boden unterstrichen. Dem Flachbau wird daher seine Bedeutung zuerkannt. Auf dem Lande wird der Bau von Landarbeiterwohnungen im Vordergrunde zu stehen haben, während in den kleinen und mittleren Gemeinden der Wohnungsbedarf vielfach in der Form der Kleinsiedlung gedeckt werden kann. In allen Gmeinden ist der Bau von Eigenheimen zu pflegen. Selbstverständlich ist auch der Mietwohnungsbau — namentlich in den größeren Gemeinden — nachhaltig zu fördern.

In dem Erlaß wird ferner auf die Bedeutung der richtigen Auswahl des Baugeländes, das Gemeinden und Wohnungsunternehmen sich, soweit erforderlich, schon jetzt sichern sollten, als Grundlage für eine geordnete städtebauliche Entwicklung mit Nachdruck hingewiesen. Eine weitere wichtige Maßnahme ist die Steigerung der Leistungsfähigkeit der Wohnungsunternehmen; dabei werden Wege zur Verwirklichung dieses Zieles, namentlich der Verbreiterung der kapitalmäßigen Grundlagen, aufgezeigt.

Der Erlaß über das künftige Wohnbauprogramm ist ein Zeichen für die innnere Kraft des deutschen Volkes, das neben der Niederringung seiner Feinde die Verfolgung seiner sozialen Ziele nicht aus dem Auge verliert.

Hausgehilfinnen müssen sich melden

Hausgehilfinnen, deren Arbeitsverhältnis gelöst wird, weil sich Haushaltungsvorstand und Hausgehilfin über die Lösung des Arbeitsverhältnisses einig sind, haben sich nach § 3 der Verordnung über die Beschränkung des Arbeitsplatzwechsels vom 1. 9. 1939 nach Arbeitsaufgabe bei dem für ihren letzten Wohnort zuständigen Arbeitsamt sofort nach Lösung des Arbeitsverhältnisses oder nach erfolgter, von der Hausfrau angenommener Kündigung zu melden. Die Hausfrau muß ihre Hausgehilfin zur Beachtung der Meldepflicht anhalten. Nichtbeachtung oder Umgehung der Meldepflicht setzt die Hausgehilfin der Gefahr einer Bestrafung aus. Liegt keine Einigung über die Lösung des Arbeitsverhältnisses vor, so ist die Kündigung erst dann rechtswirksam, wenn hierzu die vorherige Zustimmung des Arbeitsamts vom Haushaltungsvorstand oder der Hausgehilfin eingeholt worden ist.

Heft 16 1940

Inhalts-Übersicht

Es reift das Korn
Seite 304
★
Die Roggenmuhme
Von August Kopisch
Seite 306
★
Erntesprüche
Seite 306
★
Kinder fragen – wir antworten:
Hu, die Spinnen!
Von Möller-Crivitz
Seite 308
★
Ein Wiedersehen
Von Friedrich Wilhelm Nippel
Seite 309
★
Hauswirtschaftliche Beratung durch das Deutsche Frauenwerk
Seite 310
★
Verpflanzte Menschen
Roman
von Christine Holstein
Seite 312
★
Insektenmusik
Von Hans Eitgen
Seite 316
★
Hilfe bei der Schularbeit
Zeichenfehler sind auch Fehler
Von Schulrat Karl Jacob
Seite 318
★
Kinderwarte
★
Kurzweil am Feierabend

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht,
Seine Ähren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur –
Junge Frau, was sinnst du nur?

Theodor Storm

Scherenschnitt von Dörte Guyot

Es reift das Korn

Das ist mir, als ich noch ein Junge war, immer schwer gefallen: zu glauben oder gar zu begreifen, daß Roggen, Weizen, Gerste und Hafer, naturwissenschaftlich gesehen, zu den „Gräsern" zählen, also nichts weiter als bestimmte Grassorten sind. So stand es in unsern Realien- und Naturkundebüchern, so wurde es uns in der Schule gelehrt. Und das sollten wir nun glauben! Genau so wie die Behauptung, der Sperling gehöre zu den Singvögeln . . .

Nein — der Sperling war für uns kein Singvogel, sondern ein ewig widerlich lärmender Gassenvogel und ein elender Feldräuber und Kirschendieb. Und Roggen, Weizen, Gerste und Hafer waren kein Gras, sondern G e t r e i d e, und es war für sie glatt eine Beleidigung, sie mit dem allenthalben üppig wuchernden Grünzeug, an dem bestenfalls eine Kuh oder ein Schaf oder die jungen Gänse ihre uns recht bescheiden dünkende Freude hatten, und das als Heu wohl nicht ohne Bedeutung war, auf eine Stufe zu stellen.

Es will uns heute scheinen, als sei unsere damalige Ansicht gar nicht so töricht gewesen, auch wenn sie sich mit der der Naturwissenschaftler im Widerspruch befand. Sie war aus dem durchaus gesunden Empfinden geboren, daß unserem Getreide eine Sonderstellung unter allen Pflanzen zukäme, und daß die Gottesgewächse, die uns das tägliche Brot lieferten, gleich diesem heilig seien und keine naturwissenschaftliche Einreihung — und noch dazu unter die Gräser! — vertrügen, ohne in ihrem Wert und ihrer Bedeutung herabgesetzt zu werden. Und das darf nicht sein; denn unser Brotgetreide ist für uns alle

Aufnahme: Elisabeth Hase

Aufnahmen: Dr. Croy

Laß stehn die Blume!
Geh nicht ins Korn!
Die Roggenmuhme
Zieht um da vorn!

Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen!

August Kopisch

„einmalig" und bleibt unvergleichbar, auch wenn wir längst eingesehen haben, daß es biologisch wirklich zu den Gräsern gehört und einst aus diesen hervorgegangen ist.

Wann das war? In grauer Vorzeit, als der erste Bauer prüfend die kümmerlichen Körner einer wildwachsenden Grasart durch die harte Hand gleiten ließ und sie für gut befand, Mühe und Schweiß und viel Nachdenken an ihren Anbau dranzusetzen. Als er mit steinerner Hacke und steinerner Schar am plumpen Hakenpflug den bis dahin unberührten Boden zum Ackerfeld gestaltete und dadurch das wurde, was er über die Zehntausende von Jahren bis heute geblieben ist: ein Teil der Natur selbst, ihrer Gesetze Diener und Herr zugleich, ein Kämpfer um und für die Scholle, Lebensquell des Volkes, dessen Fleiß diesem Volk das Dasein ermöglicht.

Wo das geschah? Vielleicht in Westasien, wo die wilden Formen von Gerste, Weizen und Roggen heute noch vorkommen. Vielleicht aber in Nordeuropa selbst, wo der nordischen Rasse das Forschen und Suchen, das Streben über sich selber hinaus eigen und wo Wagemut und Ausdauer Erbgut der Bewohner war, wo also die Voraussetzungen für die menschliche Zähigkeit vorhanden waren, der das heute wogende Getreidefeld sein Dasein, seine Entwicklung aus der Urform wildwachsender Gräser verdankt. Oder ist die Heimat des Getreides die sagenumrankte Atlantis, der versunkene Erdteil, von dem eine dunkle Kunde meldet, daß er wie ein schöner Garten anzuschauen gewesen sei? Es vermag uns noch niemand eine eindeutige Antwort auf unsere Frage nach dem Woher unseres Brotkornes zu geben.

Roggen

Gerste

Im wesentlichen sind es Roggen, Weizen, und uns den Anblick des wogenden Getreidefeldes vermitteln. Die Unterscheidung der vier Getreidearten, von denen Roggen Gerste und Hafer, die in unserm Vaterlande in größerem Stil angebaut werden oder Weizen je nach dem Mehrverbrauch als Brotgetreide in den einzelnen Landschaften kurz „das Korn" genannt werden, ist nicht schwer und sollte auch von den Großstädtern gekonnt werden. Der Roggen hat eine Aehre mit halblangen Grannen — Acheln oder Hacheln nennt man sie mundartlich — in der die Körner, zu vier Längsreihen geordnet, um eine Achse mit treppenförmigen Absätzen stehen. Ihr ähnlich ist die Gerstenähre mit den typischen sehr langen Grannen; die Körner stehen je nach der Spielart sechszeilig, vierzeilig oder zweizeilig. Ebenfalls vierzeilig ist die Weizenähre, die durch das Fehlen der Grannen und durch die Größe des Korns schwerer wirkt als die des Roggens und der Gerste und dem Weizenfeld jene Ebenmäßigkeit des Anblicks verleiht. Der Hafer unterscheidet sich von den dreien durch die Rispe. Am oberen Teil des Halmes gehen nämlich von den Knoten zahlreiche Nebenstengel aus, die sich zumeist nochmals verzweigen und an den Enden je ein „Aehrchen" tragen.

Hafer

Weizen

Roggen und Weizen (und auch einige Spielarten der Gerste) sind winterhart und werden zumeist schon im Herbst gesät. Mit rötlichen Spitzen brechen die jungen Pflänzchen aus dem Erdreich und mit fortschreitendem Wachstum schieben sich ihre Blätter — die grüne Saat! — höher und höher. Dabei drehen sich die Blättchen des Roggens in Richtung des Uhrzeigers, die des Weizens umgekehrt. Während der Wintermonate, vor dem Erfrieren, der „Auswinterung", durch Schnee geschützt, ruht das Wachstum, um in den ersten Frühlingstagen erneut zu beginnen. Nach einer Bauernregel soll sich am 1. Mai in der Roggensaat eine Krähe verstecken können.

Mit der höher steigenden Sonne wachsen die Halme empor, entwickeln sich die Blütenstände, die Aehren. Und eines Tages blüht das Kornfeld und über dem im Winde wogenden Halmenmeer lagert eine duftige Wolke des leichtgelblichen Blütenstaubes, durch den sich der Vorgang der Bestäubung und das Wunder der Befruchtung, die Geburt des neuen Korns in der Aehre, vollzieht.

Ungebetene Gäste stellen sich am und im Kornfeld ein: die „kornblumenblaue" Kornblume, der feuerrote Klatschmohn, die lilafarbene Kornrade, die schönsten Feldblumen, die der Herrgott schuf, und selbst der Bauer, in dessen Augen sie Unkraut bedeuten, ist ihnen wider Willen zugetan. Das ist die Zeit, da die Kinder das Kornfeld lockt, Blüten zum Strauß zu pflücken. „Geht nicht ins Korn, zertretet keinen Halm, solch Vergehen wiegt ebenso schwer, als wenn ihr ein Stück Brot fortwerft!" sind sie gewarnt worden. Aber die Blumen locken, und keck wagt sich der Fuß in

den reifenden Roggenschlag. Plötzlich rauscht es im Korn. Rotbraun braust es heran, schnell wie ein Spuk, Halme brechen, ein Gehörn wird für Sekunden sichtbar, im Kornfeld tobt eine wilde Jagd. Ein Rehbock ist's, der keuchend eine Ricke verfolgt. Und doch kein Rehbock: es ist der Kornbock, der umgeht, der gleich der Roggenmuhme die vorwitzigen Kinder schreckt, die sich an einem Heiligtum vergingen . . .

Hochsommerzeit. Höhepunkt des Bauernjahres. Goldgelb haben sich die Halme im strahlenden Licht der Sommersonne gefärbt, die Zeit der Reife ist da. Demütig neigen sich die prallen Aehren. Hitze lastet über dem Land.

Und eines Sonntagnachmittags schreitet der Bauer gelassen den schmalen Weg zwischen seinen Kornfeldern. Hin und wieder hebt er eine Hand, um

Vor der Ernte

Nun störet die Ähren im Felde
Ein leiser Hauch.
Wenn eine sich beuget, so bebet
Die andere auch.

Es ist, als ahnten sie alle
Der Sichel Schnitt —
Die Blumen und fremden Halme
Erzittern mit.

Martin Greif

Erntemond

An wolkenreinem Himmel geht
Die blanke Sichel schön.
Im Korne drunter wogt und weht
Und rauscht und wühlt der Föhn.

Sie wandert voller Melodie
Hochüber durch das Land.
Frühmorgens schwingt die Schnitterin sie
Mit sonnenbrauner Hand.

C. F. Meyer

In deinen Früchten, Mutter Erde,
Ruht das Geheimnis deiner Sonnen-
kraft.
O gib, daß in uns wirksam werde
Der Geist, der alles lenkt und schafft!

Irene Weidle

Wer bewirkt, daß dort, wo vorher ein Halm wuchs, nunmehr deren zwei wachsen, der leistet mehr für sein Volk als ein Feldherr, der eine große Schlacht gewinnt.

Friedrich der Große

Danksprüche

De een hett Hunger un hett keen Broot,
De anner Broot un mag nich äten.
Wi hebben Hunger un hebben Brot:
Gott! Laat den Dank uns nich vergäten.

Kurt Eggers

Dem Boden, der die Speise trägt,
Dem Bauern, der sie treulich pflegt,
Und Gottes Gegenwärtigkeit
Sei unser Dank in Freudigkeit.

Volksgut

Möge mich auch diese Speise
Stärken auf der Erdenreise.
Mög sie werden gutes Sinnen,
Wahres Reden und Beginnen.
Kraft im Glücke und im Schmerz,
Wache Seele, frohes Herz,
Daß ich alle meine Zeit
Lebe in der Ewigkeit.

Hermann Stehr

über die Halme zu streichen. Nun bleibt er stehen. Er pflückt eine Aehre und noch eine, reibt sie in der harten Hand und löst die Körner von der Spindel. Er zerbeißt eines und noch eines, andere zerbricht er über dem Daumennagel. Das Korn ist reif. Morgen wird er die Mäher schicken oder selbst mit der Maschine den Schnitt beginnen.

Die Zeit der Getreideernte ist eine fröhliche Zeit im Leben des Bauern und seiner Helfer. Trotz der schweren Arbeit finden wir sie zum frohen Scherzwort bereit und zu neckischem Brauchtum. Wer müßig ihrem Treiben zuschaut, wer untätig dem Rauschen der Sense im Kornfeld und dem „Dengeln" lauscht, dem wird unversehens mit einem „Bindespruch" ein Band aus Halmen um den Arm gewunden, von dem er sich nur durch ein angemessenes „Lösegeld" befreien kann. Mit „Erntebier" und „Erntekuchen" lohnt die Bauersfrau die fleißigen Helfer und unterstreicht sie die festliche Erntezeit. Und des Abends werden auf allen Höfen, wo noch nicht die Maschine die Menschenkraft ersetzte, die Sensen geklopft und geschärft: Feierabendklänge während der Erntewochen . . .

Nur eine kurze Zeit steht dem Bauern zur Verfügung, den Lohn seiner Mühe zu bergen. Jetzt muß ihm der Himmel beistehen und Erntewetter senden, jetzt müssen sich alle Hände vom frühen Rot bis abends spät regen, jetzt müssen ihm Helfer erstehen, sonst war alle Mühe umsonst. Denn es ist, als spräche die Natur nur unwillig ihr Ja zu dem Tun der Menschen, denen es gelang, ihre Gesetze zu erforschen und sich ihre Kräfte nutzbar zu machen. Es ist, als verlange sie Schweiß und Schwielen als Opfer für ihre Gaben und die Sorge dazu. Und wir begreifen gar wohl, weshalb unsere Altvorderen den Göttern vor und nach der Ernte Spenden darbrachten und in kindlicher Frömmigkeit um den Segen der Gottheit baten.

Eine buntgebänderte Erntekrone schmückt den letzten Wagen, der die Garben vom Feld in die Scheune bringt. Ein Stoppelfeld ist aus dem Kornfeld geworden, ein kahles Stoppelfeld, das schonungslos all die Heimlichkeiten preisgibt, die das Kornfeld barg: die Gänge, die sich die Feldmäuse gegraben, die Schlupfwinkel, die sich die Füchse ausgesucht, die flachen Kuhlen, in denen die Junghasen schliefen. Rasch versuchen Klee und Wicke und Unkraut, denen bislang die dichten Halme den Weg zum Licht versperrten, ein schnelles Leben zu beginnen. Aber schon geht wieder der Pflug über das Feld. Und da, wo ein Jahreskreis endete, fügt sich ein neuer an.

Auf daß ein Volk auch im kommenden Jahre Brot habe! Sein täglich Brot. Martin Schumacher.

Aufnahmen: Brüder Wagner

Das beste Werk auf Erden ist,
Korn in die Scholle zu säen,
und aller Freuden reichste ist,
die vollen Schwaden mähen.

Rund geht der Wurf des Säemanns
und rund des Schnitters Eisen.
Das ganze Leben auf und ab
liegt zwischen diesen Kreisen.

Friedrich Rückert

Kinder fragen — wir antworten

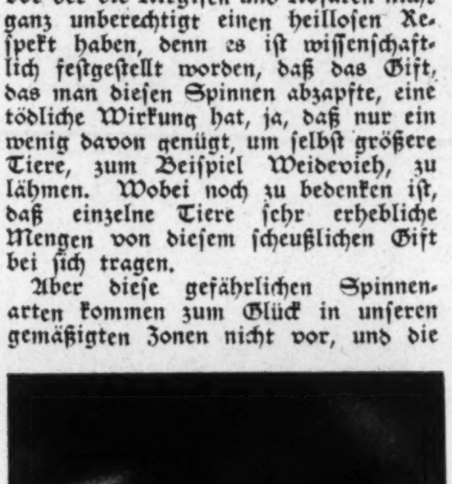
Sind die ekligen Spinnen wirklich nützlich?

Es ist recht schade und zeugt von einer bedauerlichen Unkenntnis, daß man unsere Spinnen immer noch zum Ungeziefer rechnet und sie in einem Munde mit den Ratten, Mäusen, Flöhen, Läusen, Fliegen und sonstigem Geschmeiß nennt, obwohl gerade sie es verdienten, von den Menschen ge„hegt und gepflegt zu werden. Das soll allerdings nicht heißen, daß die Spinnen nun ungestört in unseren Wohnungen ihre kunstvollen Gewebe spinnen sollen, die die Ecken und Schränke ja nicht gerade verzieren. Aber über die Nützlichkeit der Spinnen herrscht doch noch viel Unklarheit. Darum müssen wir uns einmal mit den Lebensgewohnheiten dieser viel verkannten Tierchen beschäftigen.

Wir kennen sicherlich alle den Reim: „Spinne am Morgen — Unglück und Sorgen" und „Spinne am Mittag — Unheil am Drittag". Hier steht die Spinne in keinem guten Zusammenhang, und doch ist sie an diesem Reim so unschuldig, wie nur irgend jemand, denn mit der Spinne hat dieser Volksmund nichts, aber auch gar nichts zu tun, vielmehr handelt es sich hier um einen Gleichklang, dem das Ansehen der Spinne zum Opfer fiel. Es muß nicht Spinne, sondern spinnen heißen, dann erst kommt Sinn in diesen Volksmund. Das Spinnen war früher bekanntlich eine Feierabendbeschäftigung, die gleicherweise von Arm und Reich ausgeübt wurde. Hatte jeder sein Tagwerk verrichtet, dann versammelte sich Jung und Alt, Frauen und Mädchen, Männer und Jünglinge in der Spinnstube, wo die Frauen und Mädchen den Spinnrocken surren ließen, wozu sie ein Lied sangen oder den Geschichten der Alten lauschten, wenn die ihr „Garn spannen". Wer aber aus Not gezwungen war, schon des morgens, also vor Beginn der Tagesarbeit, zu spinnen oder sogar noch die wenigen Minuten der Mittagspause benutzen mußte, um sich durch Spinnen einen Nebenverdienst zu verschaffen, der war eben sehr arm und hatte wirklich Sorgen. Daraus entstand das Wort vom „Spinnen am Morgen — Unglück und Sorgen". Und aus dem Spinnen wurde bald die Spinne, die also nur ein Opfer des Gleichklangs wurde, obwohl sie keineswegs eine Sorgenbringerin ist, eher das Gegenteil.

Andere wiederum sagen: „Aber die ekligen Dinger sind doch giftig, darum muß man sich vor ihnen vorsehen!" Auch diese Meinung zeugt davon, daß wir die heimischen Spinnen sozusagen überhaupt nicht kennen. Gewiß, es gibt viele Arten von Spinnen, die man als giftig bezeichnen muß, aber die Wirkung ist so schwach, daß der Biß einer unserer heimischen Giftspinnen kaum an einen Mückenstich heranreicht. Ueberhaupt gehen die Ansichten über die Wirkung des Giftes der einzelnen Spinnenarten sehr weit auseinander. So rechnet man zum Beispiel auch unsere Kreuzspinne zu diesen giftigen Spinnen, doch ist noch kein Fall bekannt, wo ihr Gift den Menschen auch nur im Mindesten geschadet hätte. Schon etwas giftiger wirkt der Biß unserer heimischen Wasserspinne, obwohl auch deren Biß nicht mehr als ein Wespenstich brennt und juckt. Dagegen soll es in den Tropen Spinnenarten geben, die schon eher gefährlich werden können. Ueber sie, so auch über die Vogelspinne, sind viele Schauergeschichten geschrieben und erzählt worden, bis unsere Wissenschaft nachgewiesen hat, daß der größte Teil von ihnen der Phantasie entsprungen ist. Was weiß man nicht alles über die den Spinnen verwandte Tarantel zu berichten! Und doch ist der Wissenschaft noch kein Fall bekannt, wo sie einen Menschen getötet oder ihn „zur Raserei gebracht" hätte. Ueber ein zwar unangenehmes Brennen und Jucken hinaus bringt auch sie es nicht. In Süditalien dagegen gibt es eine Spinnenart, die kleine, kaum einen Zentimeter lange Malmignatte, deren Biß tatsächlich einen Menschen töten kann. Aber noch mehr gefürchtet ist die in Südrußland beheimatete Karakurte, vor der die Kirgisen und Kosaken nicht ganz unberechtigt einen heillosen Respekt haben, denn es ist wissenschaftlich festgestellt worden, daß das Gift, das man diesen Spinnen abzapfte, eine tödliche Wirkung hat, ja, daß nur ein wenig davon genügt, um selbst größere Tiere, zum Beispiel Weidevieh, zu lähmen. Wobei noch zu bedenken ist, daß einzelne Tiere sehr erhebliche Mengen von diesem scheußlichen Gift bei sich tragen.

Aber diese gefährlichen Spinnenarten kommen zum Glück in unseren gemäßigten Zonen nicht vor, und die



Dieses düster starrende, fürchterliche Auge der Spinne verrät schon die kalte Grausamkeit und die unerbittliche Mordlust der Tiere. Kein Wunder, daß die Spinne bislang wenig Sympathien fand. Und doch — die Spinnen sind unentbehrliche Gesundheitspolizisten.

Wirkung des Giftes einiger weniger Spinnenarten in Deutschland steht in keinem Verhältnis zu der hohen Nützlichkeit, ja, zu dem segensreichen Wirken dieser Tiere. Wobei dann noch zu bedenken wäre, daß ein Bienenstich ja schließlich auch nicht zu den angenehmsten Dingen gehört, die uns dieses sonst sehr geachtete Tierchen zu bescheren beliebt, wenn wir sie ärgern und reizen. Die Spinnen schenken uns nun zwar keinen Honig, dafür aber sind sie unerbittliche, unersättliche Vernichter eines der größten Feinde des Menschen, nämlich der Fliegen. Gerade die scheinbar so unschuldigen Fliegen sind die gefährlichsten Verbreiter der Krankheiten. Würden die Spinnen nicht unablässig Tod und Verderben in die Myriaden der Fliegen bringen, wäre es um die Gesundheit der Menschen bald sehr trübe bestellt. Wo immer es geht, wollen wir darum die Spinnen schonen, denn wir machen uns kaum eine Vorstellung davon, welche Unmengen von Fliegen eine einzige Spinne tötet.

Warum mag uns die Spinne nun ein so unsympathisches Tier sein? Die Antwort darauf ist nicht ganz leicht. Ein schönes Tier ist sie zwar nicht, das geben wir gern zu; die langen, vielgelenkigen Beine, der dicke, erbsenförmige Körper, das Krabbelnde in ihrer Fortbewegung, die kalte Grausamkeit und Hinterlist, mit der sie ihre Opfer anlockt und vernichtet — das sind sicherlich keine uns sympathisch berührenden Eigenschaften. Und die Gewohnheit der Spinnen, überall in unseren Wohnungen ihre zwar sehr kunstvollen Netze zu weben, in denen sich der Staub fängt, haben sie nicht gerade sehr beliebt bei uns gemacht. Und wenn wir dann noch hören, daß bei einigen Spinnenarten die Weibchen peinliche Gewohnheit haben, ihre Männer nach der Hochzeit bei lebendigem Leibe einfach aufzufressen, wie die Wolfspinnen zum Beispiel, so ist auch diese Lebensweise nicht gerade geeignet, uns für die Spinnen sonderlich einzunehmen. Diese wenig liebevolle Art der Spinnenfrauen läßt es die Männchen denn auch wohl geraten sein, sich nach der Hochzeit sehr schnell aus dem Staube zu machen, um nicht das Geschlecht der Wolfspinnen so nach und nach zu vernichten. Diese Wolfspinnen kennen wir alle an den langen, weißen Fäden, die im Herbst durch die Luft schweben, die wir „Altweibersommer" nennen. An jedem dieser Fäden hängt eine Wolfspinne, die sich auf diese Art leicht und bequem weit ins Land tragen läßt, neuen Jagdrevieren zu. Das ist übrigens eine sehr kunstvolle Art und schon ein kleines natürliches Wunder für sich, wie die Wolfspinne es fertig bringt, diesen Faden zu weben, um sich daran entschweben zu lassen. Unsere Wissenschaftler haben beobachtet, daß die Spinnen sich auf diese Weise bis zu 50 Kilometern vom Winde tragen lassen.

Von allen Fliegenräubern aber ist gerade diese Wolfspinne unseres Waldes

und unserer Felder die erfolgreichste, die mit geradezu wölfischer Gier über die Fliegen herfällt und sie vernichtet. Dabei entwickelt sie eine Ausdauer, an die die Mordlust des Tigers nicht heranreicht. Regungslos belauscht sie ihr Opfer, beschleicht es in kühnen, katzenartigen Sprüngen und fällt dann nach echter Raubtierart grausam und unerbittlich darüber her. Bei dieser Schilderung aber wollen wir auf keinen Fall so etwas wie Mitleid mit den Fliegen empfinden, denn gerade durch die Vernichtung des Fliegengeschmeißes müssen wir die Spine zu einer Art von Gesundheitspolizisten rechnen.

Gewiß, sehr liebevolle Frauen sind die Wolfspinnenweibchen zwar nicht, dafür aber sind sie ein Muster von geduldigen und treusorgenden Müttern, wie wir sie in der Natur kaum ein zweites Mal wiederfinden. Das wirkt wenigstens etwas versöhnend. Wie alle Insekten, so pflanzt sich auch die Wolfspinne durch Eier fort. Damit diesen Eiern aber auch ja nichts passieren kann, hat sich die Wolfspinne ein geradezu bewunderungswürdig ausgeklügeltes Verfahren ausgedacht. Und das ist im Grunde genommen ein sehr einfaches, wenn auch beschwerliches Verfahren: sie schleppt sie dauernd mit sich herum. Mit großer Sorgfalt stellt sie einen Kokon her, in den sie die Eier legt, diesen Kokon befestigt sie dann an der Unterseite ihres Körpers und wartet ab, bis die Jungen ausschlüpfen. Ist das so weit, dann beißen die Kleinen die Fäden des Konkons einfach durch und klettern der Mutter auf den Rücken. Trifft man um diese Zeit eine Wolfspinne, dann glaubt man, sie wimmele voll Läusen, aber das ist nur ihre lustige Kinderschar, die sie auf all ihren Jagdausflügen mitnimmt, und für die sie in gar rührender Weise sorgt. Diese recht unbequeme Art, den Kokon mit sich herumzuschleppen, reizte natürlich unsere Wissenschaftler, einmal festzustellen, wie sich die Wolfspinne benehmen würde, wenn sie den Kokon etwa einmal verlieren sollte. Man nahm gefangen gehaltenen Wolfspinnen den Kokon weg und siehe da, die Tiere irrten wie verzweifelt herum und waren sichtlich glücklich, als sie den Kokon wiedergefunden hatten. Und schnell, hast du was kannst' du, befestigten sie den Kokon wieder an der Unterseite ihres Körpers. Aber die Gelehrten machten einen weiteren Versuch: sie entfernten die Eier aus dem Kokon und taten dafür kleine Schrotkügelchen hinein, die für die Wolfspinne eine Riesenlast bedeuten mußten. Aber treu und brav klebten sie sich auch diesen Kokon an und schleppten ihn so lange mit sich herum, bis sie vor Erschöpfung umfielen.

Wenn die Jungen dann soweit sind, daß sie sich selber ernähren können, vollendet sich auch für die Spinnen der Kreislauf ihres Lebens, und dann müssen sich die Spinnenmänner eben vorsehen, denn ihre Schwestern übernehmen nun einmal die peinlichen Gewohnheiten ihrer Mütter, so daß sich die braven Wolfspinnenmänner nicht einmal ihres Lebens vor der eigenen Art sicher sind. Darum wollen wir verständnisvoller sein und diese überaus nützlichen Tiere schonen, denn vielleicht ist es gerade d i e Spinne, die uns schon vielfältig das Leben gerettet hat, auf die wir den Fuß setzen möchten.

Möller-Crivitz.

Ein Wiedersehen

PK. „Es sieht traurig aus in Deutschland, und euer Start ins Leben wird schwer sein. Wir, die wir jahrelang aufs engste mit Euch verbunden waren, können Euch jetzt, da wir uns trennen, nur eines mit auf den Weg geben, Mahnung und Wunsch zugleich: Haltet den Nacken steif! Denn so helft Ihr am besten mit, Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß eine glücklichere Zeit für unser Vaterland anbrechen kann." Mit diesen Worten hatte der Direktor seine Ansprache bei der Abiturienten-Entlassungsfeier geschlossen. Dann war er auf die 13 Abiturienten zugeschritten, hatte jedem sein Reifezeugnis überreicht und sich mit festem Händedruck von den jungen Menschen verabschiedet, denen er in den Jahren ihres Reifens und Heranwachsens mehr als ein Lehrer — ein Freund und Kamerad gewesen war.

Später nach der Feier war jeder noch einmal zu einer Aussprache unter vier Augen im Amtszimmer des Direktors gewesen. Jeder hatte seine Pläne vorgetragen, von seinen Hoffnungen gesprochen und die vielen Schwierigkeiten ausgemalt, die sich auftürmen werden. Jedem von ihnen hatte der Direktor — in seiner Haltung selbst das beste Vorbild — noch einmal persönlich die Mahnung aus seiner Ansprache wiederholt, und dann hatte jeder den nächsten Schritt ins Leben getan.

Als Letzter war Hans im Amtszimmer gewesen, ein blonder lebendiger Junge. Frisch und zuversichtlich, wie er sich während der ganzen Schulzeit gegeben hatte, so wollte er nun auch hinausstürmen, um sein Leben aufzubauen und sein Glück zu suchen. Er würde sich schon durchschlagen, sagte er dem Direktor, es würde schon klappen, wenn er auch noch keine Anfangsstellung für den kaufmännischen Beruf, dem er sich zuwenden wollte, gefunden hätte. Mit trotzigem Gesicht — der Direktor kannte es von vielen Gelegenheiten her und lächelte — war er aus dem Zimmer gegangen...

Das war im Jahre 1931.

Jahre kamen und gingen, schnelllebige Jahre unermüdlichen Einsatzes, stetigen rastlosen Aufbaues, stolze Jahre sich aneinander reihender Erfolge — ein neues Reich erstand.

Die 13 Abiturienten 1931 hatten sich hineingelebt in ihre Berufe. Der Albdruck der Ungewißheit, der lange auf ihnen gelastet hatte, war fester Zuversicht gewichen, und auch die unter ihnen, die am schwärzesten gesehen hatten, atmeten befreit auf und fanden das Leben wieder lebenswert. Alle waren sie im Laufe der Jahre einmal in ihrer alten „Penne" zu Besuch gewesen, alle hatten ihren ehemaligen Direktor von ihrem beruflichen Werdegang, von ihrem Tätigkeitsgebiet berichtet...

Alle bis auf einen: Hans. Seit er vor Jahren die Steintreppen vor dem Schulportal hinabgeschritten war, hatte der Schulleiter nichts mehr von ihm gehört, und auch die Kameraden, die hin und wieder zu Besuch gekommen waren, wußten nicht recht, wo er steckte. Einmal hieß es, nach der Ausbildungszeit habe ihn seine Firma auf Geschäftsreise nach Südamerika geschickt, dann wollte einer wissen, Hans habe eine kleine Firma in Ostpreußen übernommen...

Dann kam der größte Einsatz des deutschen Volkes um die endgültige Sicherung seiner Lebensrechte, kam der uns aufgezwungene Krieg. Monate nach dem Polenfeldzug, als die deutschen Westarmeen immer tiefer vorstießen in Feindesland, sprengt eines Abends ein Reiter, ein junger Unteroffizier, in ein kleines Dorf in Feindesland. Kreischend stob eine Schar von Gänsen auseinander, als er die ersten Häuser an der Dorfstraße erreichte. Er mindert den Schenkeldruck, ließ das Pferd aus dem Galopp in Trab und dann im Schritt fallen. Fragend schaute er sich um. Nach einer Skizze mußte er das Standquartier des Bataillonsstabes, zu dem er unterwegs war, erreichen. Ja, richtig, hier war das angegebene große Wohnhaus des Gutes, und vor dem Eingang schritt auch ein Posten auf und ab.

Minuten später stand Hans vor der Tür des Bataillonsadjutanten, dem er eine Meldung für das Bataillon überbringen mußte. „Kommen Sie rein!" sagte der Hauptfeldwebel, der ihn angemeldet hatte.

„Unteroffizier... von der ... Abteilung mit einer Meldung für den Herrn Bataillonsadjutanten!", erstattete er seine Meldung. Der, dem sie galt, stand auf, ging auf den Unteroffizier zu, schaute ihn eine Weile an, dann lachte er los: „Mensch, Sie hier? Das ist aber ein Zufall!" Und nun erkennt auch Hans, der sich langsam an das Halbdunkel des Zimmers gewöhnt hat, wer der Hauptmann, der da vor ihm steht, ist: sein alter Schuldirektor, Weltkriegsoffizier und jetzt Bataillonsadjutant.

Ja, das ist wirklich ein toller Zufall. Neun Jahre hat man nichts voneinander gehört, und nun trifft man sich hier irgendwo in einem kleinen Dörfchen im besetzten Gebiet.

Noch lange saßen an diesem Abend, als das Dienstliche erledigt war, der Hauptmann und der Unteroffizier zusammen. Welch ein Unterschied zwischen damals, als sie sich 1931 zuletzt gesehen hatten und heute!

In diesem Augenblick kam eine Meldung durch den Rundfunk: „... westlich Antwerpen wurde die Schelde überschritten, westlich Brüssel der Abschnitt der Dendre ereicht. Zwischen Maubeuge und La Fere wird der Angriff fortgesetzt. Sambre und Oise sind überschritten. Le Cateau und St. Quentin in deutscher Hand. Auf dem Südflügel erreichten wir mit starken Kräften die Gegend nördlich von Laon und die Aisne bei Rethel . . ."

„Ja, damals und heute", sagte der Hauptmann, und schweigend drückten der Schuldirektor und sein ehemaliger Schüler, drückten die Kameraden des Kampfes einander die Hand.

Friedrich Wilhelm Nippel.

Zwei Urlauber schlendern durch die Stadt, um ihre Frauen aus dem Werk, in dem sie arbeiten, abzuholen. Sie haben noch Zeit, denn die Feierabendglocke hat noch nicht geschlagen. Da bleiben sie vor der Beratungsstelle des Deutschen Frauenwerks stehen und lesen, daß dort kostenlos Rat und Auskunft in allen hauswirtschaftlichen Fragen erteilt wird. Einen Augenblick lang sind sie unschlüssig, doch dann kommt ihnen der Gedanke, daß sie hier vielleicht doch manchen wertvollen Hinweis erhalten können; man kann ja nie wissen . . .

Hauswirtsc ft
durch das D ts

Nicht oft genug können wir uns die
Gedächtnis rufen, daß dieser Krieg
Gegnern — wir müssen wohl jetzt
wohl eigentlich immer sagen: von
ner! — total, und das heißt mit all
auf allen Gebieten und gegen alle
unserer Nation, geführt wird. Auch we
— besser — eben weil wir diese totale K
nicht immer verspüren.

Daß wir die von unsern Gegnern herau
und als totalen Krieg proklamierte Ausein
die nach ihrem Willen mit einer Vernich
Nation enden soll, nicht oder doch nur i
dend geringen Fällen als totalen Krieg z
kommen, hat seinen Grund einmal darin,
serm Gegner durch seine Einkreisungs- u
absichten schon vor Ausbruch der Feindseli
gewaltigen Strich machten; zum andern d
über die tapferste, bestausgerüstetste und b
Armee der Welt verfügen, die den Feind
mat fernhielt; und zum dritten darin, d
Erziehung, Schulung und Organisation
volk zu einer stählernen Kampffront
geschweißt wurden, die dem total gedac
die nicht nur total gedachte, sondern t
Abwehr entgegensetzt.

So geht das Leben in unserm Vat
gewohnten Gang, der unvoreingenomme
immer wieder in Erstaunen setzt und der
ihre Berichte über „Deutschland im Kri
Satz zu schließen: „Wenn die Verdunkelu
und die Lebensmittelkarte, würde man
daß man sich in einem Lande befindet, d
rigsten Schicksalskampf seiner Geschichte

Die Verdunkelung und die Lebensmitt

. . . Zwar zögert der Kamerad noch, hineinzugehen, denn er
hellen, freundlichen Raum, wo eine nette Beraterin gerade dabe
Kekse backen kann. Also raus mit Bleistift und Papier und aufgeś
Sprünge bringen! Vor allem aber werden sie nun ihre Frauen
der eine: »Tscha, aber ob die Dinger denn auch schmecken werd
schmack an.« Die Beraterin hat mit dieser Frage längst gerechne
zugelangt, meine Herren, überzeugen Sie sich, ob ich zuviel versp
ausgezeichnet. Nun werden sie neugieriger, und dann lassen si
werden, denn nun haben sie den Schlüssel zum hauswirtschaftliche
überall unterrichtet werden, bis sie dann erfahren, daß hier die

…ftliche Beratung
…tsche Frauenwerk

Nun — an die Verdunkelung haben wir uns als diszipliniertes und — denkendes Volk längst gewöhnt. Und an die Lebensmittelkarte auch, obwohl hier die Dinge anders liegen.

„An den Hunger kann und wird sich ein Volk nicht gewöhnen", spekulierten Herr Churchill und seine Klicke ebenso frivol wie klug; denn die Ernährung ist ja nicht nur eine Magenfrage, sondern bei vielen Menschen und in vielen Fällen die Grundbedingung für die allgemeine Stimmung, die Zufriedenheit und die Einsatzbereitschaft. Und sie blockierten uns, jene Menschheitsbeglücker jenseits des Kanals, und sie hofften, der von ihnen gegen uns ins Feld geführte „General Hunger" würde die Siege erringen, die ihnen im Kampf zu Lande, zur See und in der Luft nicht beschieden waren.

Wenn die Blockade vollständig gewesen wäre und nicht von vornherein jene unendliche Lücke im Osten und Süden gehabt hätte, wenn ferner das Deutschland von 1939 genau sowenig wirtschaftlich gerüstet den Krieg hätte aufnehmen müssen wie das Deuschland von 1914, dann, ja dann hätte der „General Hunger" einige Chancen gehabt. Aber er war schon geschlagen, als er gegen uns gehetzt wurde. Durch das Loch im Osten und Süden und durch — die Lebensmittelkarte.

Sie ist der gerechte Verteilungsschlüssel der auf Jahre ausreichenden Lebensmittelmengen, die sich durch neue Ernten und Zufuhren stets ergänzen. Und sie ist nicht eine Einrichtung, die unsere Aushungerung nur verlangsamt, aber nicht aufhalten kann.°Als solche hat unser Gegner sie bezeichnet und sich darüber lustig gemacht, bis er sie — zu spät! — selber einführen mußte, und als solche haben sie kleinmütige Geister aus allen Volkskreisen auch bei uns anfangs in Erinnerung an

Mutti hat Geburtstag, da möchten die Inge, die Urfel und der Franz ihr doch so gern etwas schenken. Aber was? Schnell in die Beratungsstelle des Deutschen Frauenwerks! Dort finden sie eifrige Helferinnen, unter deren Anleitung sie all das werkeln können, was die Mutti am Geburtstagsmorgen erfreuen wird . . .

die Ernährungskatastrophe während des Weltkrieges aufgefaßt. — Was heute durch die Lebensmittelkarte an Lebensmitteln an jeden Volksgenossen zur Verteilung gelangt, ist völlig ausreichend für die Ernährung. Das ist eine feststehende Tatsache, wenn auch manche Hausfrau über diese Behauptung den Kopf schüttelt und Beispiele anführt, wo es einmal „nicht gelangt" hat und nie langen wird.

Und weshalb hat es da und dort nicht gelangt, und weshalb wird es in manchem Einzelfall nie langen? Weil manche Hausfrau in geradezu verbohrter Zähigkeit nicht mit gewissen Ernährungsgewohnheiten brechen will, mit Gewohnheiten, die, wenn auch aus dem Haushalt der Mutter und der Großmutter übernommen, nicht immer einmal der Gesund-

…»Frauensachen« keine rechte Neigung. Aber dann betreten sie den …uchenden Frauen ein Rezept zu verraten, wie man ohne Fett prima … Vielleicht kann man den Koch im Horst auch ein wenig auf die … Rezept überraschen. Als die Formel zu Papier gebracht ist, meint …eine, bei solchen leckeren Sachen kommt es ja zuerst auf den Ge… …immt sie einen Teller mit Keksen und sagt lächelnd nur: »Denn mal …ibe.« Die beiden probieren. »Allerhand!« Ja, die Kekse schmecken …h einige Druckschriften erklären, die sie ihren Frauen mitbringen …gefunden. Ihre Frauen werden natürlich staunen, worin die Soldaten …stelle des Deutschen Frauenwerks mitgewirkt hat . . .

heit zuträglich waren. Das ist im besonderen im Verbrauch von Fleisch und Fett zu sagen und in der Vernachlässigung der gesunden, weil vitaminreichen Pflanzenkost.

Um nun diesen „konservativen" Hausfrauen zu helfen, die in den Zeiten normaler Wirtschaft am hergebrachten Küchenzettel hängenblieben, die nun unter den veränderten Verhältnissen nicht wissen, was sie ihrem Mann und den Kindern vorsetzen und wie sie das Vorhandene schmackhaft und appetitlich — denn das Auge ißt ja bekanntlich mit! — herrichten sollen, um diesen Hausfrauen die Sorgen abzunehmen und ihren Küchenzettel zu bereichern, hat das Deutsche Frauenwerk allenthalben hauswirtschaftliche Beratungsstellen eingerichtet. Es sind nicht Beratungsstellen im herkömmlichen Sinne, deren Tätigkeit sich im Verteilen von Broschüren und Rezepten erschöpft. In ihnen wird den ratsuchenden Frauen etwas vorgekocht und vorgebacken und an praktischen Beispielen gezeigt, so daß sie zu Hause das Gesehene und Gelernte nur nachzumachen haben. Darin müssen wir im Hinblick auf die oft bei Hausfrauen zu beobachtende Scheu und Angst vor dem Neuen und Ungewohnten einen besonderen Vorzug dieser Beratung (die ja in Wirklichkeit mehr ist, als der Name sagt) sehen.

Einmal dort auf der Beratungsstelle, auf der geschulte Kräfte nicht nur die Technik beherrschen, sondern auch mit den ratsuchenden und seelisch oft so verkrampften, durch allerlei Vorurteile gehemmten Frauen umzugehen verstehen, schaut sich die Besucherin auf der Beratungsstelle um und entdeckt dabei manches, was ihr auch sonst ihr Dasein als Hausfrau erleichtert. Die kleine Ausstellung „Neues aus Altem" zeigt ihr, wie Punkte und — Geld gespart werden können. Neue Hausgeräte, deren praktischer Wert erprobt ist, und von denen sie bislang nichts wußte, zeigen ihr, wie auch in der Küche und im Haushalt die Technik die Arbeit erleichtern und Kräfte zu anderer Verrichtung freimachen und der geplagten Hausfrau zu einem früheren Feierabend verhelfen kann. Auch das Kapitel Wäschebehandlung und rationelle Verwendung der zur Verfügung stehenden Waschmittel gehört zu dem Aufgabenkreis der Beratungsstellen, der im übrigen so umfangreich und vielgestaltig ist wie der Haushalt, dem eine Frau vorzustehen hat.

Was diese Beratungsstellen so besonders auszeichnet, das ist die Zwanglosigkeit, mit der sich jede Frau ihrer bedienen kann. So „im Vorbeigehen" ohne einzuhaltenden Stundenplan und so ganz auf den Einzelfall, auf die augenblickliche Verlegenheit zugeschnitten kann der Rat erbeten und erteilt werden.

Ausländer und auch wir staunen, wie wenig sicht- und fühlbar der von England mit allen Mitteln, auf allen Gebieten und gegen alle Angehörige unserer Nation geführte Krieg in Erscheinung tritt, wie geregelt vielmehr das tägliche Leben bei uns seinen Gang geht. Die gefestigte Innere Front hat dazu beigetragen, daß es so ist. Und die Hauswirtschaftlichen Beratungsstellen des Deutschen Frauenwerkes sind ein Glied in dieser Front. Eines nur, aber kein unwesentliches.

Martin Schumacher.

Aufnahmen: Liselotte Purper

Verpflanzte Menschen

Roman von Christine Holstein

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten; Copyright 1939 by v. Hase & Koehler, Leipzig

21. Fortsetzung.

Merkwürdigerweise sagten diesmal die Eltern nichts.

Sie sahen beide müde und gealtert aus.

Endlich fragte der Vater: „Wohin willst du denn gehen?"

„Erst will ich nach Brasilien und dort arbeiten, und wenn ich etwas Geld zusammen habe, will ich ein Stück weiter wandern und dann wieder arbeiten; aber jeder Schritt, den ich unternehme, muß mich näher an Deutschland führen."

Der Vater bedachte sich eine Weile, dann sagte er: „Ja, das ist ganz gut. Gehe nach Brasilien und arbeite dort; sieh, daß du noch etwas lernen kannst. Und wenn du nicht weiter weißt, dann komm wieder nach Hause."

„Ja, ja", sagte Helmut. „Auf keinen Fall", dachte er bei sich.

Der Vater ging dann hinaus. Die Mutter hatte noch gar nichts gesagt. Sie hatte still dagesessen, die fleißigen Hände im Schoß, und so saß sie immer noch.

Helmut ging zu ihr hin und sagte bittend: „Mutter, Donnerstag gehe ich."

Sie sah ihn an und sagte: „Ja, mein Junge."

Dann stand sie auf und ging in die Küche und buk für ihn ein Süßbrot zum Mitnehmen, und dann packte sie ihm einen anständigen Anzug, Schuhe und etwas Wäsche in seinen Rucksack, und Helmut packte seinen Photoapparat dazu. Außerdem hatte er sich noch eine Sonnenschutzbrille und einen Tropenhelm gekauft. Er machte sich den ganzen Tag in Mutters Nähe zu schaffen; es war ihm, als müßte er ihr noch viel sagen, aber er sagte gar nichts, und die Mutter sagte auch nichts mehr. Das Reden mochte ihr schwer fallen.

Dann kam der Abschied. Der Vater gab ihm zehn Peso und sagte: „Bleibe gesund und ein anständiger Kerl, und wenn du nicht weiter kannst, so weißt du ja, wo wir wohnen." Dann ging er und begab sich hinunter nach Bonpland in seinen Betrieb.

Die Mutter half dem Jungen den schweren Rucksack aufschnallen. Dann gab sie ihm einen Kuß und sagte: „Der liebe Gott beschütze dich." Sie begleitete ihn mit den Kindern hinaus. Nun ging er. Wenn er sich umblickte, sah er immer noch die Mutter vor der Tür stehen und ihm nachschauen.

Helmut wandert durch Südamerika.

Helmut Rohde wanderte los; das wehe Gefühl des Abschieds verlor sich mit jedem Schritte mehr. Als er so weit war, daß ihm die Mutter nicht mehr mit den Augen folgen konnte, atmete er auf. Was den Jungen unaufhaltsam vorwärts trieb, war die geheimnisvolle Macht, die ihn zurückzog zu dem Lande, dem er entsprossen; es mischte sich aber auch jugendliche Abenteuerlust hinein. Er wollte die Welt sehen, Kämpfe und Abenteuer bestehen, und war stolz auf seinen Tropenhelm und den Revolver im Gürtel.

Zunächst ging er nur bis Bonpland und übernachtete bei dem Tischler, wo er sonst gewohnt hatte. Der Mann nahm den schweren Rucksack, wog ihn mit bedächtigem Lächeln in der Hand und sagte: „Junge, Junge, als ich auf Wanderschaft ging, da zog ich auch so los; aber wiedergekommen bin ich mit einem Schuhkästel, und das war noch nicht mal ganz voll. So wird dir's auch gehen."

Helmut schüttelte den Kopf: „Ich komme nicht wieder."

Am nächsten Morgen brach er früh auf. Sein erstes Ziel war San Javier am Uruguay. Auf der anderen Seite lag Brasilien, dorthin wollte er sich übersetzen lassen. Es war ungefähr hundertzwanzig Kilometer weit.

Der Junge wanderte tagelang durch Steppe und Camp; er schlief am Wegrande oder tagsüber unter einem Baum; er lief meist nachts bei Mondenschein, weil es da kühler war. Der Weg führte längs der Telegraphenleitung. Auf großen, eingezäunten Flächen weideten Viehherden. Ab und zu ein Waldstreifen mit ein paar Ranchos, vier Pfähle und darüber ein Palmblätterdach, wo die Viehhirten hausten. Ihre großen weißen Hunde fielen den Wanderer mit wütendem Gebell und fletschenden Zähnen an, und den Gauchos selber war auch nicht zu trauen. Helmut ging ihnen aus dem Wege. Manchmal kam er an einen Bach, da wusch er seine durch-

schwitzten Sachen, und während sie trockneten, setzte er sich daneben, trank und aß von dem Kuchenbrot, daß Mutter ihm mitgegeben, blies auf einer Mundharmonika und schlief. Einmal kam er an ein einsames Haus, eine Boliche oder Vende, die mitten im Camp stand, hier kaufte er sich ein Stück Wurst und Käse. Da seine Albargatas am zweiten Tage durchgelaufen waren, versuchte er nun mehrmals, mit einem Auto mitzukommen. Aber er hatte kein Glück, obwohl er auf ansteigenden Wegen wartete, wo die Autos langsamer fahren mußten. Aber wenn ein Chauffeur ihn auf der Straße erblickte, beeilte er sich, mit Vollgas an ihm vorüberzukommen. Die Gegend war allerdings berüchtigt, weil allerlei Gesindel sich hier herumtrieb.

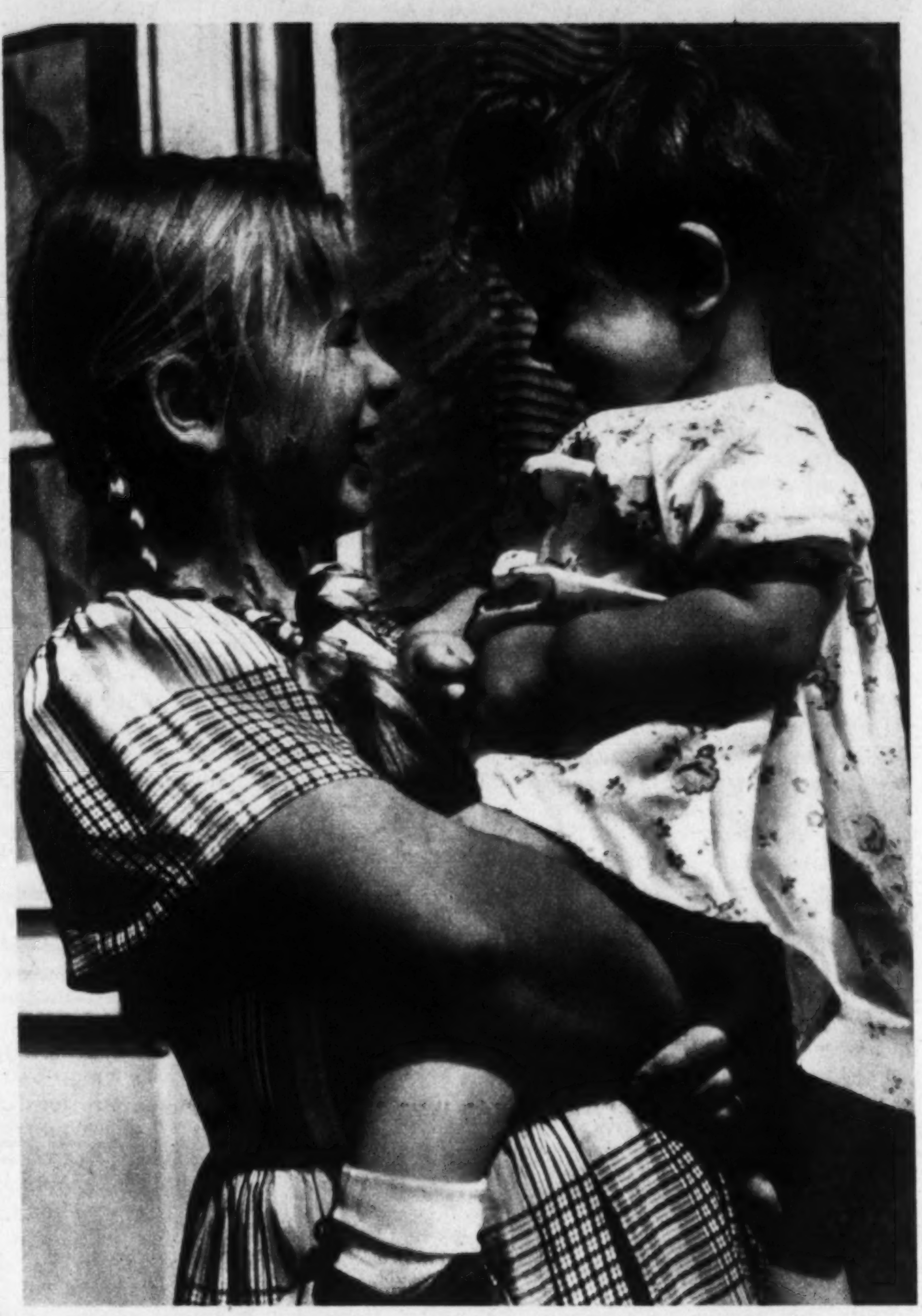
Als er einige Tage gewandert war, kam er nachts an einen kleinen Hafenort und freute sich sehr, denn er dachte, es sei das Ziel. Beim Apotheker war noch Licht. Helmut klatschte in die Hände und als der Apotheker sich zeigte, fragte er ihn, an welchem Orte er sich befinde. „Itaquaeré", war die Antwort. Das war Pech. Nun mußte er denselben Weg zurückgehen und anders einbiegen und verlor zehn Kilometer. Er wanderte die ganze Nacht und kam am nächsten Morgen nach San Javier. Seine Alpargatas waren nun in Fetzen. Er wechselte das Schuhwerk und zog sich einen besseren Anzug an, um nicht so lumpig auszusehen. Kurz vor dem Ort traf er einen älteren Mann mit grauem, bis in den Nacken fallenden Haar, der fragte ihn auf deutsch, woher er käme.

„Aus Bonpland", sagte Helmut.

„Aus Bonpland? Dort will ich ja hin."

Es stellte sich nun heraus, daß der Mann ein Maler war. Er fragte den Jungen, ob er in Bonpland wohl Aufträge bekommen könnte. Helmut meinte, bei der Tabak-Companie sei das schon möglich. Er teilte dann noch sein letztes Kuchenbrot mit ihm, wofür ihm der Maler sehr dankbar war; er schien Hunger zu haben. Da es anfing zu regnen, verabschiedete sich Helmut von ihm und suchte eine Gastwirtschaft auf. Vor dem Hause stand ein Wagen mit Pferden. Er gehörte einer deutsch-brasilianischen Familie mit zwei Kindern, die drin an einem Tisch saßen. Sie hießen Steinbrenner. Helmut setzte sich zu den Deutsch-Brasilianern. Er kam mit ihnen ins Gespräch und vertraute sich ihnen an. Auf ihre Frage nach seinen Papieren zeigte er ihnen sein Cédula de Identidad, aber sie meinten, daß dieser Ausweis nur für Argentinien gültig sei.

Helmut war sehr betroffen. Er bat die Familie inständig, ihn doch mit hinüber zu nehmen. Sie wollten nicht gern, fürchteten Unannehmlichkeiten. Sie konnten aber den flehenden blauen Augen des Jungen nicht widerstehen und sagten schließlich: „Nun gut, wir wollen Sie mitnehmen, aber drüben müssen Sie dann sehen, wie Sie weiter kommen." Helmut wurde also übergesetzt und gab dafür dem Fährmann fünfzig Centavos. Drüben nahm ihn die Familie mit in ihren Wagen, wo er sich versteckt hielt. Es war ein grauer Tag und regnete in Strömen. Der Kommissar saß in seinem Häuschen und schaute nur durch die Fensterluke, und da er die Familie kannte, winkte er ab und ließ sie passieren, und Helmut fuhr mit ihnen landeinwärts. Nach etwa fünf Kilometern war die Familie zu Hause. Der Junge wurde abgesetzt und lief im Regen weiter bis Porto Luzena. Hier ging er in ein Hotel und wartete auf eine Gelegenheit, mit einem Auto landeinwärts zu fahren.



Das Schwesterchen Aufnahme: E. Hase

Der Wirt war ein Reichsdeutscher namens Mattusch. Der Junge erregte seine Aufmerksamkeit. Er war sehr freundlich zu ihm, gab ihm das Mittagessen umsonst und hatte mit ein paar Fragen bald seine ganze Geschichte heraus.

Er schüttelte dazu den Kopf. „Wie wollen Sie rüber nach Deutschland kommen, ohne Geld, ohne Papiere? Ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag. Bleiben Sie bei mir. Ich kann einen anständigen jungen Mann gut gebrauchen."

Aber Helmut lehnte ab. Jeder Schritt, den er unternahm, mußte nördlich sein. „Wie komme ich einen Schritt näher an Deutschland?" war sein einziger Gedanke.

Gegen Abend stoppte ein Auto vor dem Hotel. Es gehörte einem Deutsch-Brasilianer, der bereit war, den Jungen für sechs Milreis mitzunehmen. Mattusch gab ihm noch seine Adresse und sagte, wenn es ihm schlecht ginge, solle er zu ihm kommen; er würde ihn jederzeit anstellen.

Sie fuhren nun mehrere Stunden bis in die tiefe Nacht. In der Nähe einer kleinen Stadt setzte der Deutsch-Brasilianer den Jungen ab. Es war heller Mondenschein und eine märchenhafte Landschaft. Links ein wildzerklüfteter Abhang, rechts hochragende Berge. Der Weg führte zwischen Abgrund und Felswänden hin und war weiß vom Mondenschein, darüber spielten die zackigen Schatten vereinzelter Bäume; es war alles so seltsam klar und wie verzaubert. Aber über Nacht konnte man hier nicht bleiben.

Helmut ging also bis zur nächsten Vende und klatschte anhaltend in die Hände. Endlich kam ein Mann und rief auf portugiesisch: „Wer ist da? Was wollen Sie!" Er war sehr mißtrauisch, aber schließlich ließ er doch für einige Milreis den Jungen mit einem Poncho zugedeckt hinterm Ladentisch schlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Fehler bei der Schularbeit

Zeichenfehler sind auch Fehler

Von Schulrat Karl Jacob

Man braucht nur einmal einen Blick in die amtlichen Regeln über die Satzzeichen zu werfen, und man wird überzeugt sein, daß es für die Schule keine leichte Aufgabe bedeutet, sie den Kindern mit einigem Erfolg beizubringen. Es würde wohl auch in den Briefen oder Berichten der meisten Erwachsenen, die sogenannten Gebildeten nicht ausgenommen, so manchen roten Strich geben, wollte man sie daraufhin einer strengen Durchsicht unterziehen. Die Schreiber selbst haben diesen Mangel wahrscheinlich kaum je gespürt, ihre Leser wohl auch nicht. Sie haben eben die Zeichen rein gefühlsmäßig gesetzt und sind damit im großen und ganzen ausgekommen. Wir wollen dabei freilich nicht vergessen, daß in diesem „Gefühl" sicherlich das in der Schule erworbene Wissen mehr mitspricht, als uns bewußt wird. Allerdings, bei Schreiben im dienstlichen oder geschäftlichen Verkehr wird man ohne eine sichere Kenntnis der wichtigsten Zeichenregeln nicht auskommen. Wenn darum die Schule Wert auf richtige Zeichensetzung legt, so kommt sie immerhin einem für sehr viele Deutsche lebenswichtigen Bedürfnis nach. Aber niemand wird ihr — und besonders nicht der Volksschule — einen Vorwurf daraus machen, wenn sie sich mit den für den praktischen Bedarf unbedingt notwendigen Regeln der Zeichensetzung begnügt. Wir werden sehen, daß auch diese noch Schwierigkeiten genug machen.

Da ist zunächst der P u n k t. Jedermann weiß, daß er am Ende eines Satzes steht. Nichts scheint leichter und einfacher zu sein. Nur eben, was ein Satz ist, das den Kindern der ersten Schuljahre, die den Gebrauch des Punkts lernen sollen, beizubringen, kostet nicht geringe Mühe. Dabei kann es sich bei diesen Kindern nur darum handeln, ein Satzganzes rein nach dem Sprachgefühl zu erkennen und abzugrenzen, nicht etwa im Sinne der Sprachlehre zu bestimmen. Das müssen sie später freilich auch noch lernen. Wer die Schulanfänger einmal daraufhin beobachtet, wird finden, daß sie keineswegs nach Sätzen gegliedert sprechen, sondern daß, besonders bei schnellem Sprechen, eine ganze Reihe von „Sätzen" pausenlos aneinandergefügt werden. Uebrigens kann man Aehnliches oft genug auch bei Erwachsenen wahrnehmen, deren Redestrom man am liebsten alle Augenblicke durch die bekannte Redensart „Nun mach' aber einen Punkt!" unterbrechen möchte. Bei den Schulanfängern gehört jedenfalls sehr viel Uebung dazu, bis sie lernen, einigermaßen gegliedert zu sprechen. Immer wieder muß es da heißen: „So, nun erzähle mal schön langsam, Satz für Satz!" Viele Kinder empfinden eine solche Sprechweise als unnatürlich und wollen dann lieber gar nicht reden. Die Gefahr, daß sie durch diese Maßnahme die Natürlichkeit und Frische ihres Ausdrucks verlieren, ist auch wirklich nicht gering zu achten. Der Lehrer muß darum hierbei recht vorsichtig zu Werke gehen, zuerst nur einmal gelegentlich eingreifen, selbst hier und da unter klarer Satzgliederung wiederholen, einen oder den andern Satz herausgreifen und vom Kinde nochmals wiederholen lassen usw. Vor allem muß beim Lesen darauf geachtet werden, daß die Kinder am Ende eines Satzes eine kurze Pause machen und nicht, wie sie das so gern tun, über die Punkte hinweglesen. Daß bei alledem die Eltern daheim wirksam mithelfen können, indem sie in gleichem Sinne mit dem Kinde arbeiten, ist leicht einzusehen. Dazu gehört auch, daß die Kinder daran gewöhnt werden, sich möglichst in einfachen und kurzen Sätzen auszudrücken. Denn einen langen und verwickelten Gedankenausdruck noch als einen Satz erkennen, dazu ist nicht nur ein gut ausgebildetes Sprachgefühl notwendig, sondern auch sprachkundliches Wissen. Wir kommen darauf noch zurück. Hier wollen wir nur noch darauf hinweisen, daß ja nicht jeder Satz mit einem Punkt geschlossen wird, sondern nur die sogenannnten Aussage- oder Behauptungssätze, also Sätze, die eine Tatsache in ruhiger und sachlicher Weise ausdrücken. Nach Sätzen dagegen, die in irgendwie erregtem, verschärftem oder erhöhtem Tone als Bitte, Wunsch, Befehl, Ermahnung, als Ausdruck der Freude, des Zornes usw. gesprochen werden, setzt man ein A u s r u f u n g s z e i c h e n (Laß mich los! Ist das ein Jammer!), natürlich auch dann, wenn der Ausdruck nicht aus einem vollständigen Satz, sondern nur aus einem oder mehreren Wörtern besteht (Hoch! Pfui! Halloh!). Nach Sätzen und Wörtern, die eine Frage enthalten, steht bekanntlich ein F r a g e z e i c h e n (Wo willst du denn hin? Was kann das sein? Warum? Wie, bitte?). Auch mit diesen Zeichen und ihrer richtigen Anwendung müssen die Kinder bereits in der Grundschule, spätestens im 4. Schuljahr, vertraut gemacht werden.

Die größte Schwierigkeit der ganzen Zeichensetzung aber liegt beim B e i s t r i c h (Komma), so klein und unscheinbar er sich als Zeichen auch ausnimmt. Die Regeln über ihn nehmen darum auch im „Duden" den weitaus meisten Platz ein. Mit dem bloßen Sprachgefühl kommen wir bei ihm nicht sehr weit. Denn wir müssen ihn nicht selten auch da setzen, wo wir, wenn wir den Satz sprechen, keine Pause machen, und umgekehrt muß er oft wegbleiben, wo wir gefühlsmäßig beim Sprechen eine Pause einlegen würden. Ob er gesetzt wird oder nicht, das entscheidet also in erster Linie die Sprachlehre, die man eben wenigstens in den Grundzügen kennen muß, wenn man grobe Fehler in der Zeichensetzung vermeiden will.

Schon die erste und zugleich eine der wichtigsten Regeln für die Anwendung des Beistrichs zeigt, wie nötig diese Kenntnis ist. Sie betrifft Trennung von Satzgliedern, also Teilen eines Satzes. Die Sprachlehre unterscheidet bekanntlich (vergl. den Aufsatz über Satzergliederung in Heft 5, Jahrg. 1938!) als Satzglieder: Satzgegenstand, Satzaussage, Beifügung, Ergänzung und Umstandsbestimmung. Jedes Satzglied kann nun in einem Satz nicht nur einmal, sondern beliebig oft vorkommen. Solche gleichwertigen Satzglieder werden dann durch einen Beistrich getrennt, wenn sie nicht durch „und" oder „oder" verbunden sind, wie wir an den folgenden Beispielen sehen. Wir beginnen sie mit Sätzen, die mehrere S a t z a u s s a g e n enthalten: Es blitzte, donnerte, stürmte und goß wie mit Kannen. Er riß den Wagen herum, bremste, hielt, stieß die Tür auf und sprang heraus. Wir wußten nicht, sollten wir stehenbleiben, warten, weiterfahren,

„Hilfsstellung" Aufnahme: A. Tölle-Rondophot

oder wieder umkehren. Wir sind in den Ferien oft gewandert, haben gebadet, im Garten geholfen oder auch Fußball gespielt. Die Pferde werden jeden Morgen gefüttert, getränkt, geputzt und aufgeschirrt. — Sätze mit mehreren Satzgegenständen und solche mit mehreren Ergänzungen, die beide meist durch Hauptwörter ausgedrückt werden, fassen wir der Einfachheit halber zusammen: In dem zerstörten Gastzimmer lagen Tische, Stühle, Schemel, Biergläser und andere Dinge wirr durcheinander. Auf dem Futterplatz fanden sich Hühner, Tauben, Enten, Gänse und Sperlinge ein. Ich wünschte mir zu Weihnachten ein Auto, eine Eisenbahn oder ein anderes Spielzeug. Ich fuhr mit meinen Eltern, meinem Onkel, meiner Tante und meinem Freunde. Wir reisen nach Thüringen, nach dem Harz oder an die See. — Mehrere Beifügungen kommen hauptsächlich als Eigenschaftswörter vor: Er ist wirklich ein lieber, guter Kerl. Einen so unglaublich liederlichen, dummen und dabei unverschämt frechen Menschen habe ich noch nicht kennengelernt. Fritz ist ein überaus fleißiger, pflichttreuer und zuverlässiger, aber wenig begabter Schüler.

Aber auch ein einzelnes Satzglied kann unter Umständen von den übrigen Teilen des Satzes durch einen Beistrich getrennt werden, so vor allen Dingen die Anrede: Lieber Freund, du hättest besser achtgeben sollen. Sorgt euch nicht, meine Lieben. Was meinen Sie, Herr Müller? — Ist die Anrede in den Satz eingeschaltet, so wird sie von Beistrichen eingefaßt: Nun, mein lieber Paul, laß es dir gut gehen. Was meint ihr, Kinder, zu diesem Vorschlag? — Auch gewisse, dem Satz vorangehende kurze Umstandsbestimmungen, die ein Gefühl der Bekräftigung, der Verneinung, des Zweifels usw. ausdrücken, werden durch einen Beistrich abgetrennt: Ja, das kann ich nicht sagen. Nein, den Weg kenne ich nicht. Ach, ihr seid es! Freilich, wenn es sein muß! Allerdings, viel war es nicht. Aha, darauf kommt es an! — In vielen dieser Fälle kommt man gewiß auch mit dem Sprachgefühl allein noch aus. Die Kinder hören die gleichartigen Satzteile schließlich mit ziemlicher Sicherheit heraus, wenn sie genügend darin geübt sind. Besonders lernen schon die Grundschulkinder bei Aufzählungen aller Art, die ja immer gleichartige Satzteile sind, den Beistrich gefühlsmäßig richtig setzen. Wenn aber andere Satzteile dazwischentreten, wie in einigen unsererobigen Beispiele, dann kann nur die Sprachkunde Gewißheit geben. Das gilt besonders für die Frage, ob wir es wirklich nur mit einem Satzteil oder nicht etwa mit einem vollständigen Satz zu tun haben. Wenn nämlich „und" und „oder" nicht Satzteile, sondern ganze Sätze miteinander verbinden, muß auch vor ihnen ein Beistrich stehen. In dem Satz z. B. „Die Eltern fuhren in die Stadt und besuchten den Großvater" steht vor „und" kein Zeichen, weil „und besuchten den Großvater" kein vollständiger Satz ist. Der Satzgegenstand fehlt; er steht im ersten Teil des Satzes (Wer oder was besuchte? — die Eltern). Heißt der Satz aber „Die Eltern fuhren in die Stadt, und wir besuchten den Großvater" so muß der Beistrich stehen, weil der auf „und" folgende Satz jetzt einen eigenen Satzgegenstand hat (Wer oder was besuchte? — wir), also vollständig ist. Ob man in solchen Fällen ein Zeichen setzt oder nicht, das kann uns nur die Sprachlehre sagen; denn beim Sprechen machen wir in bezug auf die Pause keinen Unterschied. Darum erscheint uns auch diese Regel ein wenig willkürlich, und es ist kein Wunder, daß gerade sie recht oft zu Zeichenfehlern Anlaß gibt, wenn der Lehrer darauf besteht, daß sie beachtet wird.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Wenn im Spätsommer der Gesang der gefiederten Sänger auf unsern Fluren mit der Beendigung des Brutgeschäfts spärlicher wird, ja mitunter gänzlich aufhört, sorgen an stillen Sonnentagen andere winzige Musikanten dafür, daß das Konzert der Natur in Feld und Wald nicht verstummt.

Zwar sind es keine hellen, starken Töne, keine ausgesprochenen Melodien oder Rhythmen, die an unser Ohr dringen, aber dennoch wirkt, was wir da hören, musikalisch auf unser Gemüt. Es sind die Lautäußerungen musizierender Insekten. Unter ihnen gibt es „Vokalisten" und „Instrumentalisten". Die „Vokalisten", Hummeln, Bienen, Wespen, Fliegen, bringen ihre Töne durch die Atmungsorgane hervor. Die meisten musikmachenden Insekten sind jedoch „Instrumentalisten" und verfügen über besondere kleine Apparate, die ähnlich wie unsere Streichinstrumente durch Reibung zum Tönen gebracht werden. Die besten und ausdauernsten Streichmusiker unter den Insekten sind Heuschrecken und Grillen, die man geradezu als die „Violinisten" im schwirrenden Orchester unserer Wiesen bezeichnen kann.

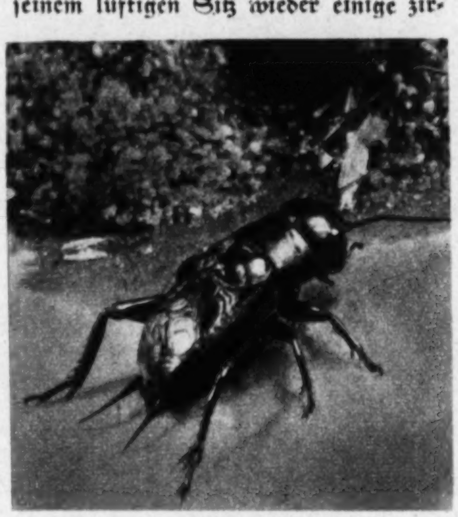
Doch belauschen wir einmal einen dieser eigenartigen Musikanten etwas genauer.

Am Rande einer großen sonnenbestrahlten Waldwiese hören wir ganz in der Nähe das laute „Zick-zick-zick" einer Heuschrecke, und bald sehen wir auf einer hochragenden Krautknospe ein schönes stattliches Heupferd sitzen. So ganz leicht ist es nicht einmal zu entdecken, denn die hellgrüne Farbe gewährt ihm einen trefflichen Schutz.

Wie gut das grüne Heupferd mit seinem abgestutzten Pferdekopf, den prallen Sprungbeinen und den langen fadenartigen Fühlern auf dem luftigen Knospensitz aussieht! Die Flügel sind viel länger als der Hinterleib und wirken wie grüne Frackschöße. Sie werden beim Sprung keineswegs nur als Fallschirm benutzt, sondern mit flatterndem Flügelschlag kann das Heupferd ähnlich manchem Schmetterling weite Strecken zurücklegen. Die schwertartige Legeröhre, mit deren Hilfe die Eier dem Boden anvertraut werden, kennzeichnen das Weibchen. Die vorhin vernommenen Zirptöne können darum nicht von ihm herrühren, denn alle Heuschrecken- und auch Grillenfrauen sind stumm. Es muß also ein Männchen in der Nähe sein; und richtig, dort auf dem holzigen Zweig der Heckenrose sehen wir jetzt den Heuschreckenmann in dem schmucken „Jägergrün" seines Jagdanzuges. Die langen Fühler spielen in leichter Bewegung.

Es ist wenig bekannt, daß sich die Heupferde nicht wie die gewöhnlichen kleinen Grasheuschrecken von Pflanzen ernähren, sondern vorwiegend Insekten fressen, die sie im Sprung packen, überwältigen und verzehren. Eigentlich ein grausamer Wesenszug für die zierlichen Grasmusikanten.

Jetzt gibt Herr Heuschreck auf seinem luftigen Sitz wieder einige zirpende Laute von sich. So vertieft ist er in seine Musik, daß wir etwas näher kommen und ihn gut beobachten können.



Feldgrille

Er hebt beim Musizieren die Flügeldecken ein wenig an und wetzt sie eifrig gegeneinander; das tut er sechs- bis achtmal in der Sekunde mit beiden Flügeln zugleich. Der linke Flügel streicht dabei über den rechten. Er hat in seinem Geäder eine besonders starke spindelartige Ader, die wie eine Laubsäge zahlreiche kleine, mit den Spitzen nach innen gerichtete Zähne trägt.

Heupferdchen

Mit einem raspelartigen Fiedelbogen streicht nun unser Heupferd über eine vorspringende Leiste am inneren Rand der unteren rechten Flügeldecke und bringt damit diese Saite und gleichzeitig mit ihr eine eigenartige Resonanzvorrichtung zum Tönen. Erst das Mitschwingen des Resonanzbodens, eines wie ein kleines Tambourin zwischen kräftigen Adern gespannnten Hautabschnittes verstärkt den hervorgebrachten Zirpton, so daß er für uns und die entfernten Heuschreckenweibchen vernehmbar wird. Zur Anlockung der stummen Heuschreckenweibchen ist die Musik der Heuschreckenmänner nämlich bestimmt. Für die zirpt das Männchen, ihre Liebe will es durch sein Musizieren gewinnen.

Daß die Weibchen das Zirpen der Männchen auch tatsächlich hören, hat die Naturwissenschaft zeigen können: wenn man ein Grillenmännchen in ein Mikrophon zirpen läßt, so kommt das Weibchen in einem entfernten Zimmer an das Telephon gelaufen, aus dem das Zirpen ertönt.

Man weiß seit langem, daß Heuschrecken und Grillen Trommelfelle haben. Ihre „Ohren" sitzen aber nicht am Kopf, sondern an den Vorderbeinen. Es sind sehr feine Membranen, die größten sind noch nicht einmal ein Quadratmillimeter groß; sie spielen aber eine sehr wichtige Rolle, weil die Männchen nur durch ihren Gesang die Weibchen anlocken. Zu je zwei sind die für unser unbewaffnetes Auge kaum sichtbaren Trommelfelle in feinen Spalten der Vorderbeine verborgen.

Diese Hörorgane haben eine ans Wunderbare grenzende Eigenschaft, denn Heuschrecken können mit ihnen noch Töne hören, die außerhalb unseres Hörbereiches liegen. Es handelt sich um sehr hohe Töne, die die Wissenschaft mit dem Namen „Ultraschall" bezeichnet. Nun kann man es einer Heuschrecke kaum ansehen, ob sie einen Ton hört oder nicht, und dies festzustellen ist gewiß nicht einfach. Er geschieht dadurch, daß man die elektrischen Spannungsschwankungen mißt, die auftreten, sobald der Hörnerv der Heuschrecke durch einen Ton erregt wird. Mit feinsten Meßinstrumenten haben Forscher beobachtet, wie die Hörnerven der Heuschrecken und Grillen reagieren und auch bewiesen, daß die „Ohren" der Heuschrecken die wunderbare Eigenschaft besitzen, noch Töne zu vernehmen, die für das menschliche Ohr und menschliche Sinne bereits unhörbar sind, den rätselhaften Ultraschall.

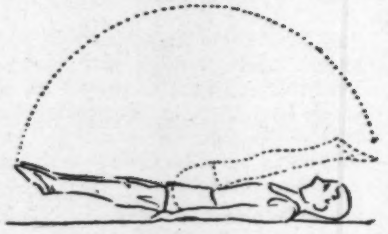


Abb. 3

Abb. 4

6. Aus der Rückenlage: Heben der gestreckten Beine über den Kopf. (Bild 3.)
7. Üben der Standwage vorlinks.
8. Aus der Laufstellung mit Hüftstütz der Arme: Wechselweises Rückschwingen der gestreckten Beine rechts und links. (Bild 4.)
9. Aus dem Kniestand mit Nackenhalte der Arme: Rumpfbeugen rechts und links.
10. Aus der Seitgrätschstellung mit Seithalte der Arme: Rumpfbeugen rechts und links. (Bild 5.)
11. Aus der Rückenlage mit Nackenhalte der Arme: Heben und Senken des Körpers.
12. Aus dem Kniestand: Rumpfbeugen und -strecken. (Bild 6.)

Abb. 5

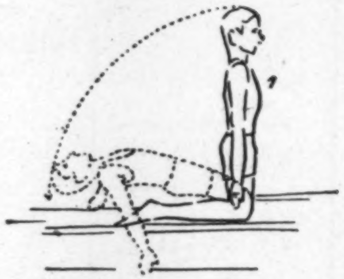


Abb. 6

Mauserennen

An einem Mauselochpalast
soll losgeh'n eine wilde Jagd.
Der Mausekönig Hampelmann
der fertigt eine Rennbahn an
Das Rennen das beginnt um vier,
dann sind sie all' versammelt hier.
Ein Tischtuch ist der erste Preis.
Was wohl der zweite ist? wer weiß.
Der dritte ist ein Hampelmann.
Nun fängt das Mauserennen an.

Der kleine Max, der rennt wie dumm
und rennt ein Dutzend Blumen um.
Er holt doch, klar, den ersten Preis.
Der dumme August folgt ihm gleich.
Gerattert kommt der Fix daher
geflogen wie'n Maschin'gewehr.
Geflattert kommen auch noch an
Tisch-, Taschentuch und Hampelmann.
Doch alles jubelt hell und klar:
„Das Mauserennen war wunderbar."

Rudolf Söllner.

Kinderwarte

Die Wolke

An einem heißen Sommermorgen stieg ein kleines Wölkchen aus dem Meere auf und zog leicht und freudig, wie ein blühendes, spielendes Kind, durch den blauen Himmel und über das weite Land, das nach langer Dürre verbrannt und traurig dalag.

Wie die kleine Wolke so dahinschwamm, sah sie unten die armen Menschen im Schweiße ihres Angesichts sorgenvoll arbeiten und sich abmühen, während sie doch selbst von Sorge nichts wußte und vom leichten Morgenhauch einer reinen Luft ganz von selbst fortgetrieben ward.

„Ach", sprach sie da, „könnte ich doch für die guten armen Menschen da unten etwas tun, ihre Mühe erleichtern, Sorgen verscheuchen, den Hungrigen Nahrung verschaffen, die Durstigen erquicken!" —

Und der Tag schritt immer weiter vor, und die Wolke ward immer größer; und wie sie so wuchs, ward der Wunsch, den Menschen ihr Leben zu weihen, immer mächtiger in ihr.

Auf der Erde aber wurde es immer heißer, die Sonne brannte glühend und drückte schwer auf die arbeitenden Leute; sie wollten fast verschmachten, und doch mußten sie arbeiten; denn sie waren sehr arm.

Da warfen sie einen bittenden Blick zu der Wolke, und sogleich begann sie zur Erde sich leise herabzuneigen.

Aber nun fiel ihr auch ein, was sie im Schoße des Meeres einst als Kind gehört hatte,

nämlich, daß die Wolken, wenn sie zu tief zur Erde sich hinabsenkten, den Tod fänden.

Eine Zeitlang schwankte sie und ließ sich von ihren Gedanken hin und her treiben, endlich stand sie still und sprach kühn und freudig: „Ihr Menschen, ich helfe euch, geschehe was da wolle!"

Dieser Gedanke machte sie plötzlich riesengroß und stark und gewaltig. Sie selbst hatte vorher nie geahnt, daß sie solcher Größe nur fähig wäre. Wie ein segnender Gott stand sie über dem Lande da und erhob ihr Haupt und breitete ihre Schwingen weithin über die Gefilde. Ihre Herrlichkeit ward so groß, daß der Mensch und das Tier davon erschraken, daß die Bäume und das Gras vor ihr sich neigten; aber alle ahnten wohl, das sei ihre Wohltäterin.

„Ja, ich helfe euch!" rief die Wolke abermals. „Nehmt mich hin, ich sterbe für euch!"

Es war ein gewaltiger Wille, der sie dabei durchzuckte. Ein höheres Licht durchglühte sie. Donner durchbrausten sie, von einer unendlichen Liebe ward sie durchströmt; sie senkte sich nieder auf die Erde und zerfloß in segenträufenden Regen. —

Dieser Regen war ihre Tat, dieser Regen war ihr Tod, in ihm sollte sie verklärt werden.

Ueber das ganze Land, soweit der Regen sich ergoß, hob sich ein leuchtender Farbenbogen, gebildet aus den reinsten Strahlen des Himmels; er war der letzte sichtbare Gruß einer sich aufopfernden, großen Liebe.

Doch auch er schwand nach kurzer Zeit dahin; aber der Segen der Wolke blieb den beglückten, geretteten Menschen für lange Zeiten zurück.

Robert Reinick.

Für die Nachkommen gut gesorgt

Es ist uns selbstverständlich, daß Vater und Mutter für ihr Kind alles tun, es kleiden, nähren, sich tagaus — tagein sorgen. Und das alles, um ihr Kind aufzuziehen, daß es groß und stark und klug und tapfer werde. Auch in der Tierwelt ist die Sorge für die Nachkommen zu sehen. Wie weit aber Elternliebe und Sorge für die Nachkommenschaft gehen kann, habe ich euch an ein paar Beispielen aufgeschrieben.

Vom Kuckuck wißt ihr doch alle, daß er sein Ei in fremde Nester legt. Er sorgt damit gut vor; denn von den Zieheltern weiß er, daß sie fleißig und tüchtig sind, daß sie sich mühen, ihr Ziehkind immer sattzufüttern. — Noch deutlicher wird die Sorge um die Kinder bei den Schlupfwespen. Die gehen in ihrer Liebe zum Kind so weit, daß sie ihre Eier gleich in die Raupe eines Schwärmers legen. Die ausschlüpfenden Jungen sitzen dann mitten im „Fleischladen" und brauchen nur zuzulangen. Als Maden fressen sie zwar ihren Wirt auf, aber das macht ihnen nichts aus. Jedenfalls brauchten sie nicht erst nach Nahrung zu suchen. — Ebenso tut's die Motte, die ihre Eier mitten in die gutbehüteten Wollsachen legt. Die ausschlüpfenden Larven fressen nur Wolle und sind ihrer Mutti sicher sehr dankbar, daß sie inmitten feinster Wolle, der besten Nahrung für Mottenlarven, zur Welt kommen. Daß wir uns darüber sehr ärgern, stört sie nicht. Ebenso macht es die Kornmotte, die ihre Eier in die Kornvorräte legt. — Der Kohlweißling klebt seine 200 Eier an die Unterseite der Kohlblätter, so daß die ausschlüpfenden Raupen gleich mitten im „Gemüseladen" sitzen.

Der sogenannte Pillendreher, ein Käfer, macht sich besonders viel Arbeit. Er dreht aus Dünger einen Nahrungsballen (Pille), dahinein legt er ein Ei. Die ausschlüpfende Larve sitzt also gleich mitten im Schlaraffenland, denn die Pille dient ihr als Nahrung. — Der Mistkäfer wieder gräbt unter den Düngerhaufen in die Erde eine senkrechte Röhre und beschickt sie mit einem Ei und einer Portion Dünger als Nahrung für die ausschlüpfende Larve. Schmackhaft, was? Besser würde es schon munden, wenn sie im Apfel oder der Birne zur Welt kämen, wie das bei den „Obstmaden" der Fall ist. Weniger guten Geschmack verrät die Fliege, die ihre Eier besonders gern an Pferdedünger legt. Schon nach etwa 12 Stunden kommen aus ihnen Larven hervor. Die weißen, augenlosen Maden bohren sich immer tiefer ein und halten einen köstlichen Schmaus. Ueberhaupt sind sämtliche Fliegenarten besonders fürsorglich für ihre Nachkommen und legen die Eier gleich in die spätere Nahrung der Maden hinein (Käsefliege, Fleischfliege, Schlammfliege). Ja, die Rinderfliege legt ihre Eier auf Rinder, wo dann die auskriechenden Larven schmarotzen und heftige Entzündungen verursachen.

Viele Insektenlarven finden im Innern von Pflanzen Wohnung und Nahrung, z. B. Bockkäfer, Rüsselkäfer, Holzbohrer und Holzwespe legen ihre Eier in die Rinde, so daß ihre Kinder sofort an der Quelle sitzen. — Damit aber, daß sie die Eier gut gelegt haben, ist die Sorge für die Nachkommen eigentlich erschöpft. Was dann aus ihr wird, kümmert sie nicht. Und das ist doch wohl noch nicht die rechte Sorge für die Kinder.

Auflösung unserer Preisaufgabe aus Heft 11/1940

Die außerordentlich starke Beteiligung an dieser Preisfrage hat mir gezeigt, daß ihr alle für geographische Aufgaben großes Interesse habt. Und darum gingen auch sehr viele Lösungen ein.

Wenn ihr nun die Zeichnung des Heftes 11 mit der berichtigten Zeichnung vergleicht, die ich nun hier nebenstehend abbilde, so werdet ihr sofort feststellen, welche fünf Fehler der Zeichner damals eingeschmuggelt hatte.

Zuerst ist natürlich die Karte auf die Seite gestellt. Und fangen wir dann bei der Reichshauptstadt an, so fließt die Spree noch immer durch Berlin, außerdem aber mündet sie nicht unmittelbar in die Elbe sondern bei Spandau in die Havel. Die Warthe fließt ebenfalls bekanntlich nicht bei Frankfurt sondern bei Küstrin in die Oder. Und endlich fließt die Warnow nicht bei Wismar sondern bei Warnemünde in die Ostsee. Diese grundsätzlichen Fehler meinte ich, als ich damals diese Preisaufgabe stellte, denn diese Fehler sind die hauptsächlichsten. Außerdem stellten sich noch einige kleine Fehler heraus, die ich aber nicht zur Preisfrage machen wollte. So zum Beispiel, daß Thorn auf der rechten Seite der Weichsel liegt, daß die Elster ein wenig südlicher entspringt usw. usw.

Als Preisträger für diese Aufgabe stelle ich darum vor: 1. Preis **Klaus Ulbricht, Jena** (10 RM.), 2. Preis **Joseph Pröbstle, Ottobeuren** (5 RM.). Je ein wertvolles Jugendbuch erhielten: **Karl Heinz Krämert, Gera, Hermann Knopf, Weingarten** (Baden), **August Krawagna, Bruck a. d. Mur, Klasse 2 A der Cecilienschule zu Bielefeld, Alice Lehmann, Berlin N.**

Kannst du das vorturnen?

Abb. 1

1. Aus der Laufstellung mit Arme in Seithalte: Vorschwingen der Arme mit schnellem Kreuzen vor der Brust.
2. Aus der Laufstellung mit Arme in Seithalte: Armführen aufwärts und seitwärts mit Widerstand. (Übung muß in etwa 3—4 Sekunden ausgeführt sein.) (Bild 1.)
3. Aus dem Kniestand, Arme schrägseithoch: Rumpfbeugen vorwärts, Ellenbogen berühren den Boden.
4. Aus der Seitgrätschwinkelstellung mit Hochhalte der Arme (Hände zusammen): Rumpfbeugen und -strecken. (Bild 2.)
5. Aus der Grätschstellung mit Tiefhalte der Arme: Armbeugen mit Widerstand.

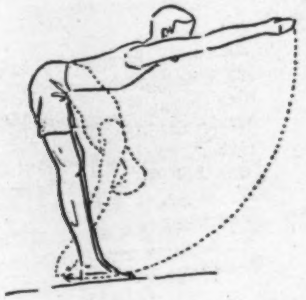
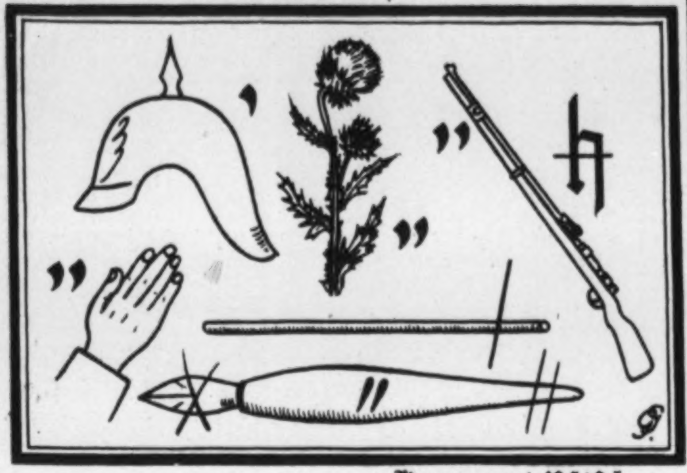
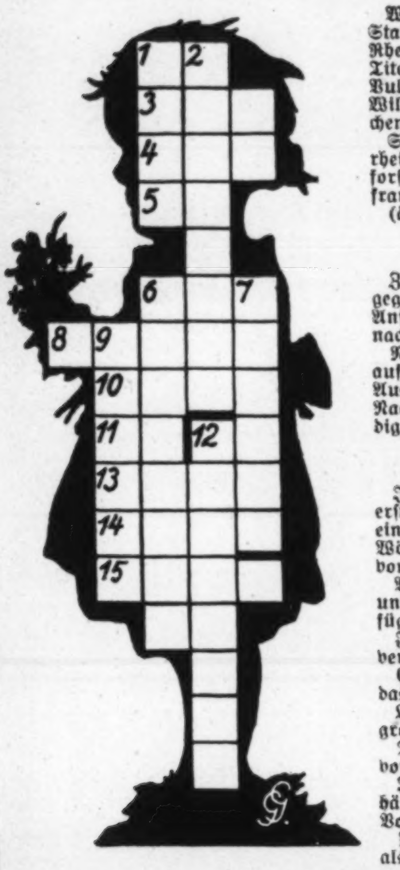


Abb. 2

Bilder-Rätsel



Kreuzwort-Rätsel



W a a g e r e c h t : 1. Spielkarte, 3. Stadt in Italien, 4. Nebenfluß des Rheins, 5. Tierprodukt, 6. türkischer Titel, 8. norwegischer Dichter, 10. Vulkan in Sizilien, 11. ausgestorbenes Wildrind, 13. Mädchenname, 14. Mädchenname, 15. Richtmaß.

S e n k r e c h t : 1. Gesangstück, 2. rheinpreußische Fabrikstadt, 6. Sternforscher, 7. Frucht, Delikatesse, 9. Landfrau, 12. Stadt in Westfalen.

(ä = 1 Buchstabe.)

Gegensatz-Rätsel

Zu nachfolgenden Wörtern sind die gegensätzlichen Wörter zu suchen. Ihre Anfangsbuchstaben nennen der Reihe nach ein Sprichwort.

Nachteil, heiter, arm, hoch, links, aufwärts, Dank, weit, alt, Dummheit, Ausgang, Einzelgesang, Gesundheit, Nacht, Gewinn, Gebirge, eckig, lebendig, Zwerg, Ende, oben, nichts, alt.

Zitaten-Rätsel

Jedem der Zitate ist eins der drei ersten Wörter zu entnehmen. Nacheinander gelesen nennen diese sieben Wörter ein neues Zitat von Marie von Ebner-Eschenbach.

Vertrauen wir Gott, jeder sich selbst und dem andern, so wird sich's wohl fügen. (J. W. von Goethe.)

Fürchterlich ist einer, der nichts zu verlieren hat! (J. W. von Goethe.)

Ein kühner Mut geht mitten durch; das Eisen bricht die Not. (E. Geibel.)

Lust nud Liebe sind die Fittiche zu großen Taten. (J. W. von Goethe.)

Die Treue ist der Ehre Mark. (Fr. von Schlegel.)

Jede Sprache ist gleichsam ein Behältnis der eigensten Begriffe eines Volkes. (Fr. Gottl. Klopstock.)

Nach der Kraft gibt es nichts so Hohes als ihre Beherrschung. (Jean Paul.)

Rätsel-Auflösungen aus Heft 15

Spruch-Kreuzworträtsel. W a a g e r e c h t : 1. Maas, 4. Solo, 13. Etat, 14. dein, 15. Sure, 16. Elend, 19. Chor, 21. Erz, 23. Gut, 24. Rasen, 26. Lothar, 28. Eder, 30. Zaum, 31. Pore, 32. Zose, 35. SA., 36. Beil, 39. Oreade, 41. Darre, 42. Alt, 43. Gas, 44. Eis, 47. Latte, 49. Maar, 51. Peru, 52. Rite, 55. Toni, 56. Bann. — S e n k r e c h t : 1. Meteore, 2. Ana, 3. Akte, 5. Oise, 6. Leu, 7. Ohrwurm, 8. Deich, 9. Adern, 10. Benz, 11. Eid, 12. Rest, 17. Leer, 18. Satz, 20. Rad, 22. Po, 23. Gau, 25. Seife, 26. Lyra, 27. Hafer, 29. Pose, 32. Zollamt, 33. Ort, 34. Earl, 36. Bast, 37. Ire, 38. Leisten, 40. du, 41. Datum, 42. Alma, 43. Garn, 45. Ster, 46. Iren, 47. Lee, 48. Erna, 50. Abo, 53. Inn. — Waagerecht 8 und 54: Den Knaben ziehn am besten Männer. (Goethe.)

Sport-Bilderrätsel. Schwimmen, Bogenschießen, Waldlauf, Diskuswerfen, Schlagballspiel, Degenfechten, Steinstoßen, Staffellauf, Hindernislauf, Hammerwerfen. — Eins weiß ich, das ewig lebt; des Toten Tatenruhm. (Aus der Edda.)

1. Silbenrätsel. 1. Notizbuch, 2. Utopie, 3. Radrennen, 4. München, 5. Ilias, 6. Tochter, 7. Enthusiast, 8. Inspektor, 9. Nachmittag, 10. Ehrenbürger, 11. Meerschweinchen, 12. Wecker, 13. Interpret, 14. Letter, 15. Lear, 16. Eduard, 17. Negativ, 18. Detektiv, 19. Erdmännchen, 20. Nietzsche, 21. Abrüstung, 22. Ulme, 23. Chiemsee, 24. Donnerstag, 25. Elsa, 26. Rachenkatarrh. — Nur mit einem Willen, den auch der Tod nicht schreckt, taugt der Mensch. (Johann Gottlieb Fichte.)

2. Silbenrätsel. 1. Normandie, 2. Undinen, 3. Riese, 4. Weiher, 5. Eingabe, 6. Rumba, 7. Neapel, 8. Illustration, 9. Eierschale, 10. Agram, 11. Unfug, 12. Flanell, 13. Hehlerei, 14. Ohrwurm, 15. Eresburg, 16. Röntgen, 17. Tower, 18. Zaandam, 19. Umstandskrämer, 20. Wiederhören, 21. Ohrring, 22. Liverpool, 23. Liebstöckel, 24. Ehrenkreuz, 25. Nomaden, 26. Waage, 27. Ingwer. — Nur, wer nie aufhoert zu wollen, wird einmal erfahren, was er vermag. (R. G. Binding.)

3. Silbenrätsel. 1. Umschlag, 2. Ekuador, 3. Braunkohle, 4. Ehrensalve, 5. Rheingau, 6. Drucker, 7. Edelweiß, 8. Neffe, 9. Kutter, 10. Edinburgh, 11. Kammer, 12. Abenteuer, 13. Lorenz, 14. Teheran, 15. Ufer, 16. Nauheim, 17. Differenz. — Ueberdenke kalt und fuehre mit Feuer aus. (Hölderlin.)

Max Schünemann

Spuk im Moor

Eine seltsame Erzählung aus dem dänischen Tiefmoor. Die absonderlichen Menschen und die erschütternde Handlung fesseln den Leser von Anfang bis zum Ende.

Von Künstlerhand geschaffene, der spannenden Handlung angepaßte Bilder erhöhen noch die tiefe Wirkung dieser dramatischen Geschehnisse. Ein Buch, das einen tiefen Eindruck hinterläßt.

In Leinen RM 2,50. Feldausgabe RM 2,-

Heinrich Beenken Verlag / Berlin C2

Halter zum

deutschen Buch

Kriegshilfswerk für das Deutsche Rote Kreuz

Der Führer hat gerufen – bringe dein OPFER

KRIEGSHILFSWERK FÜR DAS DEUTSCHE ROTE KREUZ

Eine Mutter wie sie

weiß genau, daß das Kind nur gedeihen kann, wenn es genug Kalk und daneben Silicium als wichtigen Aufbau- und Festigungsstoff für viele Körpergewebe erhält. — Deshalb nimmt sie in Erwartung des Babys, sowie während der Stillzeit — und gibt späterhin auch dem Kinde selbst — regelmäßig das weit und breit bekannte Silphoscalin, das sich im besonderen auch in der Rachitisbekämpfung und -verhütung (zusammen mit Vitamin D = Lebertran, Vigantol), sowie als vorzügliches Mittel zur Hebung der allgemeinen Widerstandskraft und zur Kräftigung der Atmungswerkzeuge Ruf und Ansehen erworben hat. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin" und die grüne Packung. 80 Tabl. RM. 2.57 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München, Rosenstraße 6. — *Verlangen Sie von der Firma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich die interessante, illustrierte Aufklärungsschrift 8/597*

Schwitzende Füsse

trocknet, desinfiziert der hervorragende Efasit-Fußpuder. Beseitigt Schweißgeruch, verhütet Blasen, Brennen und Wundlaufen der Füße. Vorzüglich zur Massage und zur allgemeinen Körperpflege. 75 ₰. In Apotheken, Drogerien und Fachgeschäften auch Efasit-Fußbad, -Kreme u. -Hühneraugentinktur erhältlich.

Efasit

Gratisproben vom Efasit-Vertrieb München 27 P.

Soeben erscheint in geschmackvoll ausgestatteter Volks- und Feldausgabe

Der Hanstein

Roman von Hugo v. Waldeyer-Hartz

19.—22. Tausend

Die alte Burg Hanstein, die Perle des Werratales und des Eichsfeldes, ist der Schauplatz dieses spannenden und geschichtlich begründeten Romanes.

400 Seiten Umfang mit über 40 Künstlerzeichnungen

Preis nur 3,50 RM

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Heinrich Beenken Verlag, Berlin C 2, Wallstraße 17 – 18

Seit langem an schweren Rheuma-Schmerzen gelitten

„Kann Nachtschwester-Beruf wieder mit Freuden ausfüllen"

Frau Sofie Henrizi, Wiesbaden, Jahnstr. 19, berichtet am 18. Oktober 1938: „Seit langem litt ich an schweren rheumatischen Schmerzen, konnte kaum noch meinem Beruf als Nachtschwester nachgehen. Nun wurde ich auf Togal aufmerksam gemacht. Sofort holte ich eine kleine Packung, nahm sofort zwei Tabletten und schon nach zwei Stunden — ich war überglücklich — waren meine Schmerzen bedeutend gelindert. Nun habe ich die dritte Packung und bin jetzt ganz ohne Schmerzen, so daß ich meinen Beruf wieder mit Freuden ausfüllen kann."

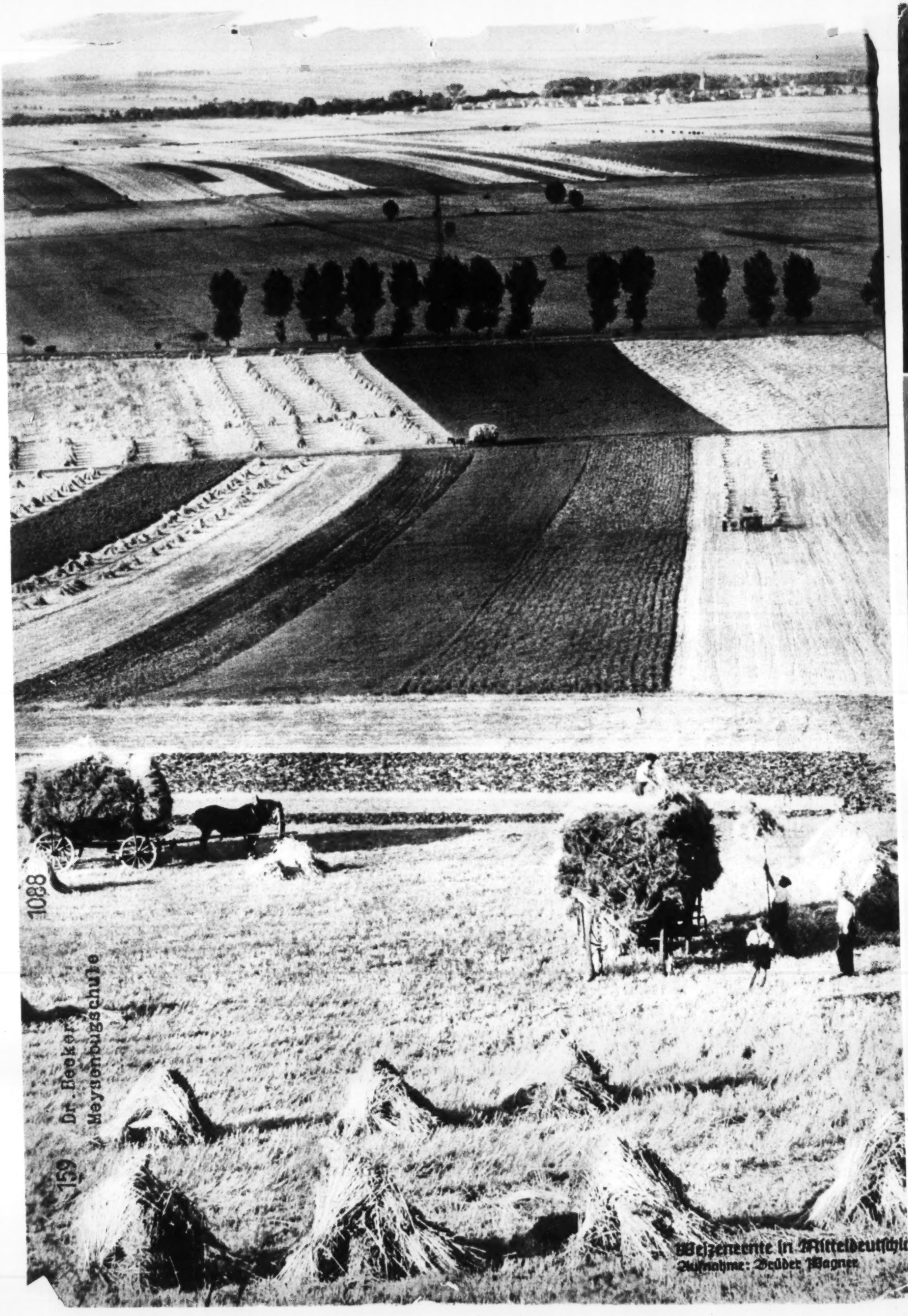
Die Erfahrungen anderer sind wertvoll! Der Bericht von Frau Henrizi ist einer von vielen, der uns unaufgefordert aus Dankbarkeit zugegangen ist. In der Tat haben Togal-Tabletten Unzähligen bei Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß, Nerven- und Kopfschmerzen sowie Erkältungskrankheiten, Grippe u. Influenza rasche Hilfe gebracht. Keine schädlichen Nebenerscheinungen! Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Aerzten und Kliniken seit 25 Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal! In all. Apoth. Mk. 1.24.

Lesen Sie das Buch „Der Kampf gegen den Schmerz!" Es ist mit interessanten, farbigen Illustrationen ausgestattet und für Gesunde und Kranke ein guter Wegweiser. Sie erhalten es auf Wunsch kostenfrei und unverbindlich vom Togalwerk München K. 8/359

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18

Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 321781, Postscheckkonto: Hamburg 13475.
Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Albert John, Hamburg 1, Alsterdamm 26.
Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.


Weizenernte in Mitteldeutschl
Aufnahme: Brüder Wagner

1088
159 Dr. Becker Meysenburgschule